Neue Erzählungen

Marie von Ebner-Eschenbach

Meiner lieben Freundin
Helene Brooks.

Sofie Riehl.

Neue Erzählungen.

Meiner lieben Freundin
Helene Brooks.

Sofie Riehl.

Neue Erzählungen.

Meiner lieben Freundin
Helene Brooks.

Sofie Riehl.

Neue Erzählungen.

Meiner lieben Freundin
Helene Brooks.

Sofie Riehl.

Neue Erzählungen.

Neue Erzählungen

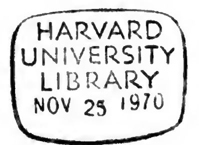
von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zweite Auflage.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1889.

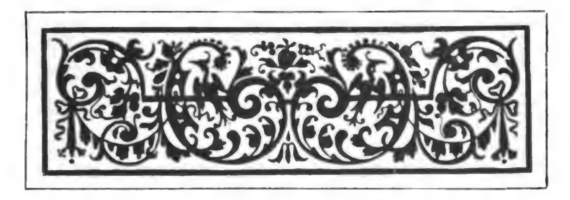

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
NOV 25 1970

Inhaltsverzeichniß.



Die

Freiherren von Gemperlein.



I.

Das Geschlecht der Gemperlein ist ein edles und uraltes; seine Geschicke sind auf das Innigste mit denen seines Vaterlandes verflochten. Es hat mehrmals glorreich geblüht, es ist mehrmals in Unglück und Armuth verfallen. Die größte Schuld an den raschen Wandlungen, denen sein Stern unterworfen war, trugen die Mitglieder des Hauses selbst. Niemals schuf die Natur einen geduldigen Gemperlein, niemals einen, der sich nicht mit gutem Fug und Rechte das Prädicat: „der Streitbare“ hätte beilegen dürfen. Dieser kräftige Familienzug war Allen gemeinsam. Hingegen giebt es keine schrofferen Gegensätze, als die, in welchen sich die verschiedenen Gemperlein-Generationen, in Bezug auf ihre politischen Ueberzeugungen, zu einander verhielten.

1*

Während die Einen ihr Leben damit zubrachten, ihre Anhänglichkeit an den angestammten Herrscher mit dem Schwerte in der Faust zu bethätigen und so lange mit ihrem Blute zu besiegeln, bis der letzte Tropfen desselben verspritzt war, machten sich die Anderen zu Vorkämpfern der Revolte und starben als Helden für ihre Sache, als Feinde der Machthaber und als wilde Verächter jeglicher Unterwerfung.

Die loyalen Gemperlein wurden zum Lohne für ihre energischen Dienste zu Ehren und Würden erhoben und mit ansehnlichen Ländereien belehnt, die aufrührerischen zur Strafe für ihre nicht minder energische Widersetzlichkeit in Acht und Bann gethan und ihrer Güter verlustig erklärt. So kam es, daß sich dieses alte Geschlecht nicht, wie so manches andere, eines seit undenklichen Zeiten von Kind auf Kindeskind vererbten Stammsitzes zu erfreuen hatte.

Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts gab es einen Freiherrn Peter von Gemperlein, der, der Erste seines kriegerischen Hauses, dem Staate als Beamter diente und noch am Abende seines Lebens ein hübsches Gut in einer der fruchtbarsten Gegenden Oesterreichs erwarb. Dort schloß er hochbetagt, in Frieden mit Gott und mit der Welt, sein Dasein.

Er hinterließ zwei Söhne, die Freiherren Friedrich und Ludwig.

In diesen beiden letzten Sprossen schien die im Vater verleugnete Gemperlein'sche Natur sich wieder auf sich selbst besonnen zu haben. Sie brachte noch einmal, und zwar, was sie früher nie gethan, in demselben Menschenalter, die beiden Typen des Geschlechtes, den feudalen und den radicalen Gemperlein hervor. Friedrich, der Aeltere, war, seiner Neigung folgend, in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt zum Waffenhandwerke ausgebildet worden Ludwig bezog im achtzehnten Jahre die Universität in Göttingen und kehrte im zweiundzwanzigsten, mit einer prächtigen Schmarre im Gesichte und mit dem Ideale einer Weltrepublik im Herzen, nach Hause zurück.

Genau fünfzehn Jahre eines hartnäckigen, mit Kraft und Kühnheit geführten Kampfes brauchten die Brüder, um einzusehen, daß für sie in der Welt nichts zu suchen, daß Friedrichs Zeit vorüber und Ludwigs Zeit noch nicht gekommen war.

Der Erste legte sein Schwert nieder, müde, einem Monarchen zu dienen, der in Eintracht leben wollte mit seinem Volke, der Zweite wandte sich grollend von seinem Volke ab, das seinen Nacken

willig und vergnügt dem Joche der Herrschaft beugte.

Zu gleicher Zeit bezogen Friedrich und Ludwig ihre Besitzung Wlastowitz und widmeten sich mit Liebe und Begeisterung der Bewirthschaftung derselben.

Wenn auch so verschieden von einander wie Ja und Nein, begegneten sich die Freiherren doch in einem Capitalpunkte: in der unaussprechlichen Anhänglichkeit, die sie nach und nach für ihren ländlichen Aufenthaltsort faßten. Kein überzärtlicher Vater hat jemals den Namen seiner einzigen Tochter in schmelzenderem Tone ausgesprochen, als sie den Namen Wlastowitz auszusprechen pflegten. Wlastowitz war ihnen der Inbegriff alles Guten und Schönen. Für Wlastowitz war ihnen kein Opfer zu groß, kein Lob erschöpfend. „Mein Wlastowitz," sagte Jeder von ihnen, und Jeder hätte es dem Anderen übel genommen, wenn er nicht so gesagt haben würde.

Bald nach ihrer Ankunft hatten die Brüder beschlossen, das väterliche Erbe in zwei gleiche Hälften zu theilen. Das Schloß mit seinen Dependenzen sollte im Besitze Friedrichs verbleiben, der dafür die Verpflichtung übernahm, für Ludwig, inmitten von dessen Grundstücken das Blockhaus errichten

zu lassen, in welchem dieser an der Spitze der Familie, die er gründen wollte, zu leben und zu sterben gedachte.

Die Theilung wurde vielfach und hitzig erörtert, sie jedoch wirklich zu vollziehen, hoho! das überlegt man sich. Einen solchen Entschluß faßt man wohl; ihn auszuführen, verschiebt man gern von Jahr zu Jahr. Auf welches Stück, welchen Fußbreit, welche Scholle der geliebten Erde sollte einer der Brüder freiwillig verzichten? Jedem wäre der Grenzstrich, der Mein und Dein von einander geschieden und das Gut, das als Ganzes einzig und vollkommen war, in zwei unvollkommene Hälften gespalten hätte, mitten durch das Herz gegangen.

Nichtsdestoweniger war seit langer Zeit die Grenze zwischen Ober- und Unter-Wlastowitz in der Katastralmappe verzeichnet, lag der Plan zu Ludwigs Blockhause wohlverwahrt im Archiv, und einmal geschah es . . . aber wir wollen der ohnehin unausbleiblichen Katastrophe dieser wahrhaftigen Familiengeschichte nicht vorgreifen.

Das Leben, welches die Freiherren auf dem Lande führten, war ein äußerst regelmäßiges. Schon am frühen Morgen verließen Beide das Schloß und ritten zusammen im Sommer auf das Feld, im

Winter in den Wald. Doch ereignete es sich gar selten, daß sie auch zusammen heimkehrten. Meistens kam Friedrich zuerst, mit hochgerötheten Wangen und blitzenden Augen durch die gegen Norden gelegene Kastanienallee im Schritte nach Hause geritten. Sein ehemaliger Privatdiener und jetziger Bediente Anton Schmidt erhielt den Befehl: „Frühstück auftragen!" mit dem zornig klingenden Zusatze: „Für mich allein!"

Anton begab sich an die Küchenthüre, wartete ein Weilchen und rief dann plötzlich dem Weibervolke am Herde zu: „Das Frühstück für die Herren!"

Das war der Moment, in welchem Ludwig auf schaum- und schweißbedecktem Pferde durch das gegen Süden gelegene Thor in den Schloßhof sprengte. Sein schmales, feines Gesicht war so gelb wie eine Weizenähre um Peter und Paul, die hohe Denkerstirne schwer umwölkt. In gebieterischer Haltung betrat er den Speisesaal. Dort saß Friedrich, viel zu sehr in die „K. K. ausschl. priv. Wiener Zeitung" vertieft, um das Erscheinen seines Bruders wahrnehmen zu können. Dieser entfaltete sofort die „Augsburger Allgemeine" und hielt sie mit der linken Hand vor sich hin, während er mit der rechten den Thee in seine Tasse goß. Eifrig wurde gelesen, hastig gefrühstückt und sodann aus türkischen

Pfeifen kräftigst geraucht. Die beiden Freiherren saßen einander gegenüber auf ihren steiflehnigen Sesseln, die Zeitungen vor den Gesichtern, vom Wirbel bis zur Sohle eingehüllt in schwere Rauchwolken, aus denen von Zeit zu Zeit ein Fluch, ein zürnender Ausruf als Vorzeichen nahenden Gewitters sich vernehmen ließ.

Auf einmal rief's da oder dort: „O, diese Esel!" und eine Zeitung flog unter den Tisch. Die politische Debatte war eingeleitet. Gewöhnlich gestaltete sie sich stürmisch und schloß nach beiläufig viertelstündiger Dauer mit einem beiderseitigen: „Hol' Dich der Teufel!"

Es gab aber auch Tage, an denen Ludwigs besonders gereizte Laune Abwechslung in die Sache brachte. Da führte er Reden, so persönlich, giftig und beleidigend, daß Friedrich sie zu beantworten verschmähte. Sein offenes, sonst so freundliches Gesicht nahm einen starren Ausdruck an, ein Zug von unversöhnlichem Grimme legte sich um seinen Mund; jedes Haar seines Schnurrbartes schien sich trotzig emporzusträuben; er stand auf, ergriff seinen Hut, rief seinen braunen, kurzhaarigen Jagdhund und verließ schweigend das Zimmer. Sein breiter Rücken, seine mächtigen Schultern waren etwas gebeugt, als trügen sie eine schwere Last.

Ludwig bemerkte es, obwohl er ihm nur flüchtig nachsah, murmelte einige unverständliche Worte und las seine Zeitung mit all' der Aufmerksamkeit zu Ende, die ein Mensch, dem die Herrschaft über seine Gedanken so ziemlich abhanden gekommen ist, aufwenden kann. Bald jedoch erhob er sich und begann mit dröhnenden Schritten im Gemache auf- und abzuschreiten. Seine Miene wurde immer finsterer; er warf den Kopf zurück; er nagte an der Unterlippe; er richtete seine schlanke Gestalt immer kühner und herausfordernder auf.

Wonach verlangte ihn denn noch, als nach Ruhe und Frieden? Hier hatte er gehofft, ihrer theilhaftig zu werden. Ja, eine saubere Ruhe, ein sauberer Frieden! Um die zu finden, braucht man sich nicht zurückzuziehen in die Einöde, sich nicht zu vergraben in geisttödtende Abgeschiedenheit. Wenn es aber schon nicht anders ist, wenn du Recht hast, o Seneca! wenn Leben Krieg führen heißt und durchaus gestritten sein muß, dann sei es auf würdigem Kampfplatze; dann sei es in der Welt, wohin ein Mann gehört, den das Schicksal mit ungewöhnlicher Ausdauer und mit ungewöhnlichen Geistesgaben gesegnet oder — heimgesucht hat.

Ludwig ging langsam die Treppe hinab. Sein

struppiger, immer verdrießlicher Pintscher folgte ihm bellend nach.

Unter dem Thore blieb der Freiherr stehen und sah sich einmal wieder die Gegend an. Die grünen Höhen, die in sanften Wellenlinien den Horizont ziemlich eng umgrenzten, mahnten sie nicht: Stecke Dir nicht allzuweite Ziele! Was wir umschließen, ist auch eine Welt, aber eine stille, aber die Deine — laß es Dir gefallen in unserer Hut!

Auf einem der Ausläufer des Gesenkes lag der freundliche Hof, der den Stolz des Gutes Wlastowitz, die Elite der Negretti-Herde beherbergte. Wie ein Schlößchen, stylvoll und blank nahm er sich aus inmitten stattlicher Pappelbäume. Die sanft abgleitende Hügellehne nebenan, noch vor dreißig Jahren ödes Land, war jetzt in einen Obstgarten verwandelt. Dank dem treuen Vater, der ihn gepflanzt! Nicht für sich wahrlich, er sollte in seinem Schatten nicht mehr ruhen, sich an seinen Früchten nicht mehr erfreuen, für die Söhne, deren er stets gedachte und die er so selten sah, für die Söhne, die ferne von ihm ihre ehrgeizigen Ziele verfolgten, und — wie vergeblich! — dauerndes Gute, dauerndes Glück im wechselvollen Leben suchten.

Nun standen die Birnbäume in der Fülle ihrer Kraft, die Apfel- und die Pflaumenbäume streckten ihre

schwerbeladenen Aeste breit um sich, und die zierlich schlanken Kirschbäume, was für Früchte hatten die in den letzten Jahren getragen! Groß wie Nüsse und saftig wie Weintrauben. Ja, die Kirschen in Wlastowitz, die schmecken nicht nur den Kindern.

Und die Felder ringsum — im Frühling ein grünes, im Sommer ein goldenes Meer, im Herbste aber erst recht eine Wonne für das Auge des Oekonomen! Neue Verheißung nach der reichsten Erfüllung . . . Ja, der Boden in Wlastowitz! Gestürzt, geeggt, gewalzt, so fein wie der des sorglichst gepflegten Beetes in einem Blumengarten, so aromatisch wie Spaniol . . . schnupfen könnt' man diese Erde!

Ludwigs Blicke schwelgten in all' den Herrlichkeiten, und die Falten auf seiner Stirn, die hochgehenden Wogen in seinem Innern glätteten sich. Ein kurzer Kampf noch, noch ein Versuch, den Zorn, die Entrüstung festzuhalten, die ihm abhanden zu kommen drohten, dann war's vorbei: — „Wo ist mein Bruder?“ fragte er den Ersten, der ihm begegnete und machte sich die erhaltene Auskunft schleunigst zu Nutze.

Um zwei Uhr kamen die Herren, natürlich streitend, aber doch zusammen vom Felde zurück und

setzten sich zu Tische. Nachmittags widmeten sie sich der Erziehung ihrer Hunde und Pferde, nahmen eine Recognoscirung des Gutes oder eines Theiles desselben vor und besprachen mit Herrn Verwalter Kurzmichel das morgige Tagewerk. Den Schluß des heutigen bildete ein allerschwerster, mit der allergrößten Erbitterung geführter Streit über religiöse, politische oder sociale Fragen. Sehr aufgeregt und einander ewigen Widerstand schwörend, gingen die Brüder zu Bette.

Das war im großen Ganzen, abgesehen von den Veränderungen, welche die jeweilige Jahreszeit, die Jagden, die Besuche in der Nachbarschaft mit sich brachten, die Lebensweise der Freiherren von Gemperlein.

Einem oberflächlichen Beobachter mochte sie nicht besonders reizend erscheinen, der tiefer Eindringende jedoch mußte zugeben, daß sie auch angenehme Seiten habe. Die angenehmste war die hohe Achtung, in welcher die Brüder bei ihrer Umgebung standen. Mochte sich auch ein guter Theil Furcht in diese Achtung mischen, das nahm ihr nichts von ihrem Werthe. Welcher von den beiden Herren strenger gegen seine Diener sei, hielt schwer zu entscheiden. Sie forderten viel, aber niemals ein Unrecht; sie waren oft unerbittlich hart, aber

sie ehrten in dem Geringsten, ja noch in dem Unverbesserlichen — den Menschen.

„Weil ich höher stehe, als der arme Teufel, mein Nächster, und in ihm einen Schutzbefohlenen respectiren muß," sagte Friedrich.

„Weil ich seinesgleichen bin," sagte Ludwig, „und sogar in dem verzerrten Ebenbilde meine Züge wiederfinde."

„Du Spitzbube!" rief Friedrich dem verstockten Sünder zu, „weißt Du nicht, was das Gesetz befiehlt; hörst Du nicht, was der Pfarrer predigt? Warte nur, Dich kriegt hier die Gendarmerie und drüben ganz gewiß — die Hölle!"

Ludwigs Ermahnungen hingegen lauteten: „Wann werdet Ihr endlich lernen, Euch selbst in Zucht zu halten? Wann werdet Ihr endlich, Ihr Dummköpfe, müde werden, Leute zu bezahlen, die Euch überwachen, Euch einsperren, und manchmal sogar aufhenken? Regiert Euch selbst, Ihr Esel, dann erspart Ihr alles Geld, das Euch jetzt die Regierung kostet."

So eindringliche Vorstellungen blieben nicht ganz ohne Wirkung, und eine viel größere, als sie hatten, schrieben ihnen die Freiherren zu, die überhaupt trotz mancher erlittenen Enttäuschung Alles, was sie am innigsten wünschten, auch für das

Wahrscheinlichste hielten. Auf diese Weise genossen sie so manches Glück, das sie niemals gehabt; kosteten es in Gedanken durch und empfanden dabei ein vielleicht lebhafteres Vergnügen, als wenn es ihnen in Wahrheit zu Theil geworden wäre. Die reiche Phantasie, welche die Natur ihnen geschenkt, entwickelte sich in dem stillen Wlastowitz viel üppiger, als dies im Wirbel des Weltgetriebes hätte geschehen können, und bereitete ihnen eine Fülle reiner Freuden, die nur derjenige belächelt und verschmäht, der nicht fähig ist, sich ähnliche zu schaffen.

Bekanntermaßen fließt das Dasein je einförmiger, je rascher dahin, und ehe die Brüder sich's versahen, kam der Tag heran, an dem Friedrich sagen konnte: „Ich möchte wissen, ob es je einen denkenden Menschen gegeben hat, der nicht schon die Bemerkung gemacht, daß die Zeit doch eigentlich sehr schnell vergeht.“

„Im Gegentheile,“ sprach Ludwig, „diese Wahrheit ist schon so oft ausgesprochen worden, daß gar nichts daran liegt, sie noch einmal auszusprechen.“

„Würden wir's glauben, wenn wir's nicht wüßten,“ fuhr Friedrich fort, „es sind jetzt gerade zehn Jahre, daß wir in Wlastowitz eingezogen sind.“

Ludwig fegte mit der Reitgerte die Spitzen seiner staubigen Stiefel, kreuzte dann die Arme und

starrte melancholisch ins Grüne, das heißt ins Gelbe, denn es war Herbst, und sie saßen vor einer Goldesche.

„Zehn Jahre," murmelte er, „ja, ja, ja — zehn Jahre. Hätte ich damals geheirathet, damals, als ich so gute Gelegenheit . . . als ich sehr geliebt wurde — —"

„Als Du geliebt wurdest," wiederholte Friedrich und zwang sich, ein ernsthaftes Gesicht zu machen.

„— So könnte ich jetzt bereits Vater von neun Kindern sein."

„Von achtzehn, wenn Deine Frau Dir jedesmal Zwillinge beschert hätte, von noch viel mehr, weil ja die Aepelbüh' büschelweise auf die Welt zu kommen pflegen!" sprach Friedrich und lachte.

Ludwig sah ihn von der Seite an. „Es giebt," sagte er wegwerfend, „nichts Dümmeres als ein dummes Lachen."

„Es giebt nichts Lächerlicheres als einen Mann, der am helllichten Tage träumt und ohne Fieber phantasirt," rief Friedrich. „Zum Kuckuck mit all' Deinen Wenn und Vielleicht, mit Deinen Chimären und Hirngespinnsten! Du leidest an fixen Ideen. Halte Dich doch endlich einmal an das Reale, an die Wirklichkeit!"

Jetzt schlug Ludwig ein grelles Gelächter auf. Er erhob die Augen und die gerungenen Hände anklagend zum Himmel. „Das Reale! Die Wirklichkeit!“ schrie er, „o Gott, Der spricht von ihnen . . . Der! . . . und war drei Jahre lang in einen Druckfehler verliebt!“

Friedrich senkte zornig-beschämt den Kopf und biß seinen Schnurrbart. Plötzlich fuhr er auf: „Und Du — weißt Du denn — —?“

Ein verhängnißvolles Wort schwebte auf seinen Lippen, doch sprach er es nicht aus, sondern brummte nur leise vor sich hin: „Hol's der Geier!“



II.

Schon im ersten Jahre ihrer Niederlassung in Wlastowitz hatten die Brüder beschlossen, sich zu verheirathen und auch bereits die Wahl ihrer zukünftigen Gattinnen getroffen. Friedrich entschied sich für eine Gräfin Josephe, Tochter des Hochgebornen Herrn Karl, Reichsgrafen von Einzelnau-Kwalnow und der Hochgebornen Frau Elisabeth, Reichsgräfin von Einzelnau-Kwalnow, gebornen Freiin von Czernahlava, Sternkreuzordensdame. Ludwig, der längst mit sich darüber im Reinen war, daß er lieber zeitlebens in dem ihm eigentlich verhaßten Junggesellenstande verharren, als eine Aristokratin heirathen wolle, faßte den Entschluß, Lina Aepelblüh, ein Kaufmannstöchterlein aus dem nächsten Städtchen, zu seiner Frau und zur Mutter einer großen Anzahl freisinniger Gemperlein zu machen.

Daß die Bekanntschaft, welche die Brüder mit

ihren Auserwählten geschlossen hatten, von sehr intimer Art gewesen sei, ließ sich nicht behaupten. Friedrich war seiner Braut im Genealogischen Taschenbuche der gräflichen Häuser begegnet und wußte nur Weniges von ihr, dieses Wenige aber mit Bestimmtheit. Sie wohnte in Schlesien, auf dem 1100 Joche umfassenden Gute ihres Vaters, stand im Alter von dreiundzwanzig Jahren, hatte fünf Brüder, von denen der älteste dreizehn Jahre zählte, und bekannte sich zur katholischen Confession.

Ihre Familienverbindungen waren sowohl väterlicher- als mütterlicherseits äußerst achtbare. Sie gehörten zwar nicht dem höchsten, aber einem guten, erbgesessenen Adel an, dessen Anciennetät der des Gemperlein'schen nichts nachgab. Einen nicht geringen Einfluß auf Friedrichs Wahl übte der Umstand, daß Josephe nur Brüder und keine Schwestern hatte; so gerieth der Mann, der sie heimführte, nicht in Gefahr, seinen häuslichen Frieden durch einige allenfalls zum Cölibat verurtheilte Schwägerinnen bedroht zu sehen. Kurz, unter sämmtlichen Töchtern des Landes, die das gräfliche Taschenbuch aufzuführen wußte, paßte für Friedrich keine wie Josephe Einzelnau.

Er verfolgte den Lebenslauf seiner Erkorenen mit liebevoller Aufmerksamkeit durch drei Jahrgänge

des Almanachs, und befestigte sich immer mehr in dem Vorsatze, seinerzeit nach Schlesien zu reisen, und sich dem Grafen von Einzelnau als ein von den redlichsten Absichten beseelter Bewerber um die Hand Gräfin Josephens vorzustellen.

Ludwig indessen kannte Fräulein Lina nicht nur von Angesicht zu Angesicht, er hatte sie sogar einmal gesprochen, als sie nach Wlastowitz gekommen war, um ihre Tante, die Frau Verwalterin Kurzmichel, zu besuchen.

„Wie geht's?“ fragte er das hübsche Kind, das er im Garten mit einer Stickerei beschäftigt traf. Lina Aepelblüh erhob sich von der Bank, auf der sie gesessen, machte einen kurzen, resoluten Knix, den echten Bürgermädchenknix, der mit reizendster Unbeholfenheit das gediegenste Selbstbewußtsein ausdrückt und antwortete:

„Ich danke, gut.“

Wie sehr ihn das freue, verrieth ihr ein feuriger Blick seiner blauen Augen und ihre braunen senkten sich.

Eine Pause. — „Was soll ich ihr jetzt sagen? . . . Donner und Wetter! was soll ich ihr jetzt sagen?“ dachte der Freiherr und rief endlich: „Das macht die Landluft!“

„O mir geht's auch in der Stadt gut!" versetzte die Kleine mit einem munteren Lächeln.

Die Erinnerung an dieses Gespräch beschäftigte den Freiherrn sehr oft und sehr angenehm; er gab sich ihr ohne Rückhalt hin, und seine Phantasie schmückte das bescheidene Erlebniß mit den anmuthigsten Zuthaten aus. Der Gruß der lieblichen Jungfrau, ihr Lächeln, ihr Erröthen gewannen eine täglich wachsende, für ihn immer schmeichelhaftere Bedeutung.

Eines Tages — an einem Sonntage war's, an dem das Ehepaar Kurzmichel auf dem Schlosse gespeist hatte — wandte sich Ludwig plötzlich mit den Worten zur Frau Verwalterin: „Ein ganz charmantes Mädchen, Ihre Nichte! Ein schönes, liebenswürdiges Mädchen."

Frau Kurzmichel hatte eben den Berathungen Friedrichs und ihres Mannes über die bevorstehende Schafschur mit jenem verständnißinnigen Interesse für ernste Dinge gelauscht, dem sie vor allem Anderen den Ruf einer ausgezeichnet gescheiten Frau verdankte. Sie bedurfte einiger Augenblicke, um ihrem Gedankenfluge die neue Richtung zu geben, die ihm durch Ludwigs wie vom Himmel gefallene Bemerkung vorgeschrieben wurde. Sobald ihr dies jedoch gelungen, verbreitete sich ein Ausdruck zarten

Wohlwollens über ihr großes, würdevolles Gesicht. Sie schüttelte beistimmend die Locken, die unzertrennlich von der Sonntagshaube, mit dieser zugleich angelegt wurden, und sprach: „Ein braves Kind! Ein wohlerzogenes, häusliches . . . Ich darf es gestehen.“

Das Lob der sittenstrengen Dame war ein Moralitätszeugniß von unschätzbarem Werthe.

Ludwig sagte nur: „So, so,“ aber er rieb sich die Hände mit einer Art von Phrenesie, was bei ihm das Zeichen allerhöchsten Behagens, eines wahren Glückseligkeitsrausches war.

Schon einige Monate später kündigte er seinem Bruder eines Abends an, daß es sein ganz bestimmter, unerschütterlicher, durch keine Rücksicht, keinen Widerstand, kein Hinderniß, mit einem Worte durch nichts auf Erden zu besiegender Wille sei, sich mit Lina Aepelblüh zu verheirathen.

Als er diesen Namen nannte, schoß Friedrich einen Blick nach ihm, geladen mit Entrüstung und wildem Hohne, doch senkte er ihn sogleich wieder auf das Buch, das er vor sich liegen hatte. Es war „Judas, der Erzschelm“, sein Lieblingsbuch. Die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, die zu Fäusten geballten Hände an die Schläfen gepreßt, setzte er mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit seine Lectüre

fort. Auch Ludwig hatte seine Arme, jedoch verschränkt, auf den Tisch gelegt, machte, wie man zu sagen pflegt, einen Katzenbuckel und blickte seinen Bruder scharf und unverwandt an. Dieser wurde immer röther im Gesichte, immer drohender zogen die Falten auf seiner Stirn sich zusammen, allein er las — und schwieg.

Nun stieß Ludwig ein gellendes „Haha!" hervor, lehnte sich zurück und begann zu pfeifen.

„Pfeif' nicht!" schrie Friedrich heftig, ohne jedoch die Augen zu erheben.

„Schrei' nicht!" entgegnete Ludwig überlaut und setzte rasch und polternd hinzu: „Was hast Du gegen meine Heirath? Es ist mir zwar ganz gleichgültig, aber ich will es wissen!"

Friedrich schob das Buch von sich. „Ich hab' gegen Deine Heirath — nichts!" sagte er, „heirathe, wen Du magst, meinetwegen eine Taglöhnerin! ... Nur," sein Gesicht nahm einen Ausdruck von kalter Grausamkeit an, er durchschnitt mit einer feierlichen Bewegung der erhobenen Hand die Luft zwischen sich und seinem Bruder, „nur: Jedem das Seine! — Es giebt Stufen im Leben. — Dich zieht's nach den unteren, mich — nach den oberen . . ."

„Was?" unterbrach ihn Ludwig mit heraus-

fordernden Spotte. „Was giebt's im Leben? — Stufen?"

Friedrich ließ sich nicht irre machen; er fuhr in dem magistralen Tone fort, den er in entscheidenden Augenblicken anzunehmen wußte: „Meine Frau hüben — die Deine drüben. Umgang duld' ich nicht. Die Schwelle der gebornen Aepelblüh wird meine Josephe niemals überschreiten."

„Das hoff' ich!" rief Ludwig. „Umgang mit einer hochmüthigen Aristokratin — dafür dank' ich. Meine Frau soll gar nicht ahnen, daß Närrinnen existiren, die sich für etwas Besonderes halten, weil man ihre Ahnen zählen kann!"

„Warum kann man das?" fiel Friedrich ein. „Weil diese Ahnen sich hervorgethan haben, nicht untergegangen sind in der Menge — darum kann man sie zählen."

„Zufall!" entgegnete der jüngere Freiherr von Gemperlein, „daß sie sich hervorthun konnten; Gunst der Verhältnisse, daß die Erinnerung an ihr ehrenwerthes oder nichtsnutziges Wirken sich im Volke wach erhielt . . . Es giebt Thaten genug — lies die Geschichte! — es giebt weltumgestaltende Ereignisse genug, deren Urheber Niemand zu nennen weiß . . . Was ist's mit den Nachkommen dieser Männer? Kannst Du darauf schwören, daß Dein

Anton Schmidt nicht von dem Sänger des schönsten deutschen Götterliedes, nicht von einem der Wahlkönige der Gothen abstamme? Kannst Du darauf schwören?“ fragte er, und sah seinen Bruder durchbohrend an. Dieser, ein wenig außer Fassung gebracht, zuckte die Achseln und sprach: „Lächerlich!“

„Lächerlich? Ich will Dir sagen, was lächerlich ist. Es ist lächerlich, Auszeichnungen genießen, die Andere verdienten. Es ist mehr als lächerlich, es ist niedrig, den Lohn fremder Mühe einzusäckeln!“

„Fremder? Sind meine Ahnen mir fremd?!“

„Laß Deine Ahnen in Ruh'! Wirst Du denn ewig Deinen Anspruch auf das Köstlichste, das es giebt, auf die Achtung der Menschen, aus dem Ekelhaftesten, das es giebt, aus dem Moder wühlen? . . . Pfui! mich widert's an!“ Ludwig schüttelte sich vor Abscheu und fügte dann ruhiger, in beinahe flehendem Tone hinzu: „Wirst Du denn niemals einsehen, daß sich zu Gunsten der Adelsinstitution nichts vorbringen läßt, als was Staatsanwalt Séguier — lies die Geschichte! — zu Gunsten anderer Mißbräuche sagte: Ihre lange Ausübung macht sie ehrwürdig . . . Oder was die Bollandisten zu Gunsten des Diebstahls sagten —

lies die Acta Sanctorum nur bis zum vierund-vierzigsten Bande . . ."

„Bis zum wievielten?" schrie Friedrich, empört über diese hirnverbrannte Zumuthung.

Sein Bruder lächelte geringschätzig und sprach: „Kennst Du den Preis, mit welchem Du Deinen Ahnenstolz bezahlst? Er heißt: Selbstachtung! ... Was ich bin, was ich bleibe, wenn man mir meinen Namen, meinen Rang, mein Vermögen nimmt, darin besteht mein Werth, auf den allein bau' ich mein Recht, das Uebrige veracht' ich als Geschenk des blinden, sinnlosen Zufalls!"

Beide waren aufgesprungen; der Aeltere stürzte auf den Jüngeren los und packte ihn an den Schultern: „Wessen Geschenk sind denn diese Schultern, wem verdankst Du diese Brust, den Wuchs, der das Mittelmaß der Menschen um Kopfeshöhe überragt? und daß in Deiner Brust ein redliches Herz schlägt und daß in Deinem Kopfe Ideen wohnen — tolle freilich — aber doch Ideen — wem verdankst Du das Alles? Hast Du's vom Zufalle? hast Du's von Deinen Ahnen?"

„Ich hab's von der Natur!"

„Ja wohl, von der Gemperlein'schen Natur!" versetzte Friedrich triumphirend.

„Dein Gedankenkreis," sagte Ludwig nach einer

kleinen Pause, „hat nicht mehr Umfang als der eines Perlhuhns. Ein fester Punkt ist da, um den drehst Du Dich herum wie jenes Thier auf dürrer Haide — —"

„Perlhuhn? Thier?" brummte Friedrich, „einmal könntest Du aufhören mit Deinen Vergleichen aus der Zoologie."

„Der feste Punkt, von dem aus jeder Esel," Ludwig ließ die Stimme auf diesem Worte ruhen, um zu zeigen, wie wenig er die erhaltene Ermahnung berücksichtige, „von dem aus jeder Esel die vernünftige Welt aus ihren Angeln heben kann, heißt das Vorurtheil."

„Ludwig! Ludwig!" unterbrach ihn hier sein Bruder, „mit erhobenen Händen beschwör' ich Dich: Taste das Vorurtheil nicht an . . Vorurtheil!" wiederholte er und legte auf dieses Wort einen unbeschreiblichen, man könnte sagen zärtlichen Nachdruck, „so nennt der Grobian die Höflichkeit, der Egoist die Selbstentäußerung, der Schurke die Tugend, der Atheist den Glauben an Gott, das ungerathene Kind die Ehrfurcht vor den Eltern! Nimm das Vorurtheil, Du nimmst die Pflicht aus der Welt!"

„Holla! Es ist genug!" sprach Ludwig gebieterisch. „Dir beweisen Gründe nichts, man muß

mit Thaten kommen.“ Er warf den Kopf zurück, sein Blick war prophetisch in die Ferne gerichtet, eine erhabene Zuversicht klang aus seiner Stimme. „Meine Kinder werden Dich lehren, was das heißt, erzogen sein in Ehrfurcht vor dem Ehrwürdigen, aber — ohne Vorurtheil . . .“

„Deine Kinder! bleib mir mit Deinen Kindern vom Leibe!“ schrie Friedrich auf und focht mit verzweiflungsvoller Hast in der Luft umher, als gälte es, von allen Seiten in hellen Schwärmen heranfliegende kleine, vorurtheilslose Gemperlein von sich abzuwehren, sie dürfen mir nicht über die Schwelle, Deine Kinder! ich verbiete ihnen mein Haus!“

Tief verletzt in seinem etwas verfrühten Vaterstolze wandte Ludwig sich ab.

„Kinder ohne Vorurtheile!“ fuhr Friedrich empört fort, „Gott bewahre Einen vor solchen Ungeheuern!“

„Brauchst Gott nicht anzurufen, bist schon bewahrt,“ versetzte sein Bruder mit eisiger Kälte. „Das übrigens versteht sich von selbst — an die Thüre, die meiner Frau, meinen Kindern gewiesen wurde, werde ich nie pochen. Unsere Wege trennen sich. Wo sind die Schlüssel des Archivs?“

Er holte die Karte von Wlastowitz herbei, breitete sie auf dem Tische aus und begann die Grenz-

linie, welche das schöne Blatt ohnehin schon traurig verunstaltete, zu beiden Seiten so derb zu schattiren, daß sie jetzt wie ein hoher, unübersteiglicher Gebirgszug erschien, der sich schroff durch die spiegelglatte Ebene, durch die blühendsten Felder und Wiesen hinschlängelte. Friedrich sah ihm traurig und grimmig zu.

„So!“ brummte Ludwig jedes Mal, wenn er von Neuem die Feder eintauchte, „das zwischen uns. Hier bist Du — hier bin ich. Gemeinschaft ist gut im Himmel, aber leider! leider! nicht auf der Erde . . . Die jetzigen Menschen sind noch nicht danach! . . .“

Nicht so schnell als mit der längst auf dem Papier durchgeführten Theilung der Gründe konnte Ludwig mit der Wahl des Platzes fertig werden, an dem das Blockhaus zu errichten sei; gegen jeden, für den er sich entschied, machte Friedrich einen triftigen und berücksichtigenswerthen Einwand. Ludwig verlor endlich das bischen Geduld, das er noch zu verlieren hatte.

„Jetzt hab' ich's satt. Da wird's stehen!“ rief er und bezeichnete mit der in zorniger Hast geschwungenen Feder die Stelle, auf der sein zukünftiges Heim sich erheben solle. Ach! wie eine schwarze Thräne fiel ein großer Klex auf die

Karte von Wlastowitz. Auf die schöne Karte, das treffliche, noch auf Anordnung des seligen Vaters mit wahrem Mönchsfleiße ausgeführte Werk eines ausgezeichneten Ingenieurs . . . Friedrich zuckte zusammen, und Ludwig murmelte: „Hunderttausend Millionen Donnerwetter! Die verdammte Feder!“ —

Herr Verwalter Kurzmichel war an jenem Abende eben im Begriffe, das eheliche Lager zu besteigen, in dem seine Gemahlin bereits Platz genommen, als er durch ein heftiges Pochen am Hausthore in seinem Vorsatze gestört wurde. Eilige Schritte auf der hölzernen Treppe, rasch gewechselte Worte — — Frau Kurzmichel saß schon aufrecht in ihrem Bette — die beiden Gatten sahen einander an: er ein Bild der Bestürzung, sie ein Bild der Wachsamkeit. Nun klopft es an die Stubenthür: „Herr Verwalter,“ ruft die Magd, „Sie sollen kommen — ins Schloß — gleich!“

„Um Gottes willen — brennt's?“ stöhnte Herr Kurzmichel und stürzte auf die Thüre zu. Aber seine Frau kam ihm noch glücklich zuvor: „Kurzmichel — Du wirst doch nicht — Du bist — — in diesem Nichtanzuge . . .“

„Wahr, wahr!“ entgegnete Herr Kurzmichel mit klappernden Zähnen, eilte an den Nachttisch zurück, setzte für alle Fälle seine Brille auf und

machte krampfhafte Versuche, seine Tabaksdose in eine nicht vorhandene Tasche zu versenken.

„Ruhe, Kurzmichel! — in jeder Lage des Lebens Ruhe!“ mahnte die Frau Verwalterin und rief nun ihrerseits durch die geschlossene Thür: „Brennt es?“ „Nein — brennen thut's nicht!“ antwortete von draußen Antons derbe Stimme, „aber der Herr Verwalter soll gleich ins Schloß kommen!“

Frau Kurzmichel half dem Gatten in die Kleider: „Was mag's geben? was mag's nur geben?“ fragte ihr Mann einmal ums andere, und innerlich bewegt, äußerlich aber ruhig wie das gute Gewissen, antwortete die große Frau: „Was soll's denn geben? Die Flanelljacke, Kurzmichel! . . . Wer hätte uns etwas vorzuwerfen? Was kann uns geschehen? Ich denke, wir stehen da! Nein! nein — ohne Flanelljacke darfst Du mir nicht hinaus in die Nacht!“

Eine Viertelstunde verging. Die Frau Verwalterin hatte inzwischen Thee gekocht und die Wärmflasche mit heißem Wasser gefüllt. Der Herr Verwalter mußte, als er zurückkam, vor allem Anderen zu Bette. Der Thee, den seine Gattin ihm aufnöthigte, verbrannte ihm den Gaumen und die

Wärmflasche die Fußsohlen. Er klagte ein Weniges darüber. Aber seine heilkundige Hälfte belehrte ihn: „Das ist nur die Erkältung, die herausgeht, das thut nichts . . . Und jetzt sprich: Was hat's gegeben im Schlosse?"

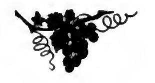
„Befehle, liebe Frau; dringende, strictens zu befolgende Befehle wegen des morgen mit dem Früheften beginnenden Baues von Freiherrn Ludwigs . . ."

„Blockhaus!" fiel Frau Verwalterin mit ironischer Schärfe ein.

Ihr Gatte blickte sie voll Erstaunen an: „Woher vermuthest Du? . . ." sagte er.

Die Antwort, die er erhielt, war eine sehr sonderbare. Sie lautete: „Man könnte wahrlich, wenn der Respect dies nicht verböte, in Versuchung gerathen, die Herren Barone trotz all' ihrer ausgezeichneten Eigenschaften, die ich verehre, ein bischen — wie sag' ich nur — zu nennen." Die Frau Verwalterin machte eine Pause, bevor sie wieder die schmalen Lippen zu den aufzeichnenswerthen Worten öffnete: „Denke an mich, Kurzmichel, denke in zehn Jahren an mich, wenn Du noch lebst, was Gott gebe: Das Blockhaus wird nie gebaut! — Gute Nacht, Mann, lege Dich aufs Ohr und schlafe, morgen wecke ich Dich nicht!"

Man muß gestehen, die seltene Frau gab in jener Stunde einen durch das Dunkel der Zeiten glänzend leuchtenden Beweis ihres Scharfsinnes, ihrer merkwürdigen Voraussicht und ihrer ausgezeichneten Kenntniß des menschlichen Herzens.



III.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Kämpfe, die man mit einem solchen Aufwande an Geist, Ausdauer und Temperament führt, wie die Freiherren von Gemperlein thaten, nach und nach zum Selbstzwecke werden, während die Veranlassung derselben in den Augen ihrer wackeren Streiter immer mehr an Bedeutung verliert. Wenn Friedrich aufrichtig sein wollte, so mußte er bekennen, daß er hundert Josephen für Einen zu standesgemäßen Ueberzeugungen bekehrten Ludwig gegeben hätte. Ludwig hingegen gestand sich, daß es ihm süßer wäre, von seinem Bruder ein einziges Mal zu hören: Du hast Recht, als von seiner Lina: Ich liebe Dich!

Nur in ganz bösen Stunden, in denen sie definitiv an einander verzweifelten, rafften sie sich zu entscheidenden Entschlüssen auf. So geschah es, daß Friedrich eines Tages seine Koffer packen ließ

und seine Abreise nach Schlesien für den kommenden Morgen festsetzte, während Ludwig mit sich selbst zu Rathe ging, in welcher Weise er Frau Kurzmichel am besten von seinen Gefühlen für ihre Nichte in Kenntniß setzen könnte. Aber — mitten in diese Vorbereitungen hinein fiel ein Wink vom Himmel in Gestalt einer Büchersendung aus Wien. Die Sendung enthielt unter Anderem den neuesten Gothaischen Almanach und dieser die Nachricht, daß Frau Gräfin Mutter Einzelnau am 3. August des laufenden Jahres auf Schloß Kwalnow verschieden sei.

Friedrich war von dem schmerzlichen Verluste, den Josephe erlitten, tief erschüttert, und auch Ludwig, der doch keine Ursache hatte, seine Schwägerin zu lieben, versagte ihr in diesem ernsten Augenblicke seine Theilnahme nicht.

„Ah ça! ah ça! meine arme Josephe!" wiederholte Friedrich sechsmal nach einander und schnalzte dabei energisch mit den Fingern. „Ich bedauere nur meine arme Josephe. Sie ist es, die durch diesen Trauerfall am schwersten betroffen wird. Auf wem ruht jetzt die ganze Last der Haushaltung? Wer ist jetzt die Stütze des Vaters? wer vertritt jetzt Mutterstelle an den jungen Brüdern? Niemand anders als sie — meine arme Josephe!"

Er gab sich eine Weile schweigend seinen Betrachtungen hin und sprach dann mit würdiger Resignation: „Sie stören in der Ausübung so heiliger Pflichten, in diesem Augenblicke mit selbstsüchtigen Absichten vor sie treten, wäre nicht mehr und nicht weniger als eine Rohheit! . . . Anton, auspacken!“ befahl er seinem Diener, der im Nebenzimmer eben damit beschäftigt war, die Koffer zu schließen.

Ludwig hatte sich in das Studium des Taschenbuches vertieft und rief plötzlich aus: „Sage mir doch nur, wo ist denn Deine Josephe hingekommen? Ich finde sie nicht mehr. Ich finde nur noch einen Joseph, Oberlieutenant im 12. Dragoner-Regimente.“

„Ja, Du und der Gothaische Almanach!“ sprach Friedrich und nahm mit selbstbewußter Kennermiene seinem Bruder das Buch aus der Hand.

Er überflog die betreffende Stelle, er las, er betrachtete, er magnetisirte sie förmlich mit seinen Blicken, aber — auch er fand seine Josephe nicht. Sie war und blieb verschwunden.

„Was soll denn — was soll denn das heißen?“ fragte er in großer Bestürzung und antwortete sich selbst endlich: „Es kann nur ein Druckfehler sein!“

Von Neuem begann er seine Prüfung: „Hier

fehlt das e — es soll stehen Josephe, nicht Joseph. Der Titel Oberlieutenant et caetera gehört meinem Schwager Johann, gehört in die nachfolgende Zeile, ist beim Setzen vermuthlich nur zufällig hinaufgerutscht . . ."

„Dieser Schwager," meinte Ludwig, „ist erst sechzehn Jahre alt und sollte schon Oberlieutenant sein? Das wäre doch curios . . . Bei aller Protection, die der Bursche genießen mag, doch curios! . . . Es hat freilich — lies die Geschichte! — im sechzehnten Jahrhunderte einen neunjährigen Bischof von Valencia gegeben . . ."

„Glaube doch nicht alle diese Klatschereien!" murmelte Friedrich ärgerlich.

„Dennoch," fuhr Ludwig fort, „halte ich einen sechzehnjährigen Oberlieutenant, in unserem Zeitalter, für ein Ding der Unmöglichkeit."

Sie begannen zu streiten.

Friedrich aber war nicht bei der Sache; er ließ so manche von Ludwigs verwegensten Behauptungen unangefochten und entgegnete auf einen von dessen tollkühnsten Schlüssen:

„Ein Druckfehler ist's. Man thäte gut, die Redaction davon in Kenntniß zu setzen."

Noch am selben Abende schrieb er vor dem Schlafengehen folgenden Brief:

„Verehrliche Redaction des Genealogischen Taschenbuches der gräflichen Häuser!

„Der Unterzeichnete, ein langjähriger Verehrer und Leser Ihres Almanachs, nimmt sich die Freiheit, Ihnen einen peinlich sinnstörenden Druckfehler zu notificiren, der sich auf Seite 237 des diesjährigen Jahrganges eingeschlichen hat, indem auf der, früher von Gräfin Josephe eingenommenen Zeile ein Oberlieutenant im 12. Dragoner-Regimente steht, der offenbar dahin nicht gehört, wovon Sie sich durch Nachschlagung der drei früheren Jahrgänge zu überzeugen die Freundlichkeit haben und mir eine dringend erbetene Aufklärung mit umgehender Post zukommen lassen wollen. Empfangen Sie ꝛc.“

Nach wenigen Tagen erschien die „erbetene Aufklärung“. Sie lautete:

„Verehrter Freiherr!

„Kein Druckfehler, sondern — eine Berichtigung. Herr Graf von Einzelnau (der unserer Publication nur sporadisch Beachtung zu schenken scheint) wies erst bei Gelegenheit des uns mitgetheilten Ablebens seiner Frau Gemahlin auf den bedauerlichen Irrthum hin, der sich leider durch drei Jahrgänge unseres Taschenbuches geschlichen hat. Unserseits ersuchen wir Sie, die früheren Jahrgänge des Al-

manachs nachzuschlagen, in denen Herr Graf Joseph als Cadet, Lieutenant u. s. f. eingetragen steht.

„Für Ihre Theilnahme dankend, ergreifen wir diese Gelegenheit, um Sie zu bitten, uns jede in Ihrem werthen Hause eintretende Veränderung rechtzeitig bekannt zu geben und zeichnen ꝛc.“

Die Brüder saßen am Frühstückstische, als die verhängnißvollen Zeilen eintrafen. Lange nachdem er sie gelesen, hielt Friedrich dieselben vor sich hin und blickte sie an wie ein Landmann seine verhagelte Saat, wie ein Künstler sein zerstörtes Werk. Ludwig, der ihn mit ungeduldiger Bestürzung beobachtete, zog ihm endlich das Blatt aus den zitternden, widerstandslosen Händen, überflog es und brach in ein schallendes Gelächter aus. Plötzlich jedoch hielt er inne, hustete und begann sich mit der Allgemeinen Zeitung zu beschäftigen.

Friedrich hatte die Pfeife weggelegt, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augen niedergeschlagen. Helle Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, die so weiß abstach von seinem übrigen sonnverbrannten Gesichte. Ludwig warf besorgte Blicke nach ihm, räusperte sich immer aggressiver, schleuderte die Zeitung zu Boden und schrie wie besessen: „Das bist halt Du! So etwas kann nur Dir geschehen! unter den Millionen, welche die Erde be-

völkern, nur Dir! . . . Wenn ich schon ein Narr sein und mir meine Braut im Gotha'schen Almanach suchen will, so thue ich's wenigstens gründlich, gehe ihr nach bis auf ihre Quelle, bis auf ihren allerersten Ursprung; kenne ihre Vorvorgroßeltern ungeboren! Aber Du! — was Du thust, kannst Du nur cavaliermäßig thun, das heißt: — lies die Geschichte! — oberflächlich, leichtsinnig, dumm mit einem Worte! . . . Gedankenlosigkeit und Gedankenfaulheit — das ist es ja! daran geht Ihr zu Grunde, Du und Dein ganzer vernunftverlassener Stand!"

Jetzt erhob sich Friedrich brüllend wie ein angeschossener Löwe. Der Bann seines Schweigens war gelöst, und im Kampfe, der sich nun entspann, fand er seine Stärke wieder.

Der Einsturz von Friedrichs Luftschlössern hemmte natürlich den Aufbau von Ludwigs sicherem Hause. Wie konnte einer der Brüder daran denken, sich einen behaglichen Herd zu errichten im Augenblicke, in dem der andere vor den Trümmern seines Familienglückes stand? Ludwig verschob die Unterredung mit Frau Kurzmichel auf einen günstigeren Zeitpunkt. In drei, in sechs Monaten, wenn Friedrichs Herzenswunde vernarbt sein würde,

dann erst wollte er die eigene Liebesgeschichte mit Eifer betreiben.

Aber — nur zu oft meint der Mensch über sein Schicksal noch entscheiden zu können, während dieses längst über ihn entschieden hat. Diese Erfahrung sollte Ludwig schon am folgenden Sonntage machen.

Da erschien Frau Kurzmichel in großem Staate beim Diner. Sie hatte sich mit ihren berühmtesten Garderobestücken geschmückt; mit ihrem braunen Seidenkleide, dem Hochzeitsgeschenke, das ihr Gatte ihr dargebracht, und mit dem gelben Shawl, der noch aus dem Nachlasse der hochseligen Frau Baronin, der Mutter der Freiherren, stammte. Das braune Kleid pflegte die Frau Verwalterin bei jeder feierlichen Gelegenheit anzulegen, den gelben Shawl aber nur dann, wenn sie sich in besonders gehobener Stimmung befand. Dies war heute der Fall. Man sah es ihrer verheißungsvollen Miene an, daß sie trotz all' der Frische und Originalität, die wie gewöhnlich ihr Gespräch beseelten, das Beste doch, wie der Feuerwerker das Bouquet, für den Schluß der Vorstellung versparte.

Beim schwarzen Kaffee erhob sie denn auch unter allgemeinem Schweigen die Stimme und sagte: „Darf ich mir erlauben, Freiherrlichen Gnaden eine

Mittheilung zu machen, die zwar nur eine tief- und fernstehende, aber Freiherrlichen Gnaden doch bekannte Persönlichkeit betrifft; indem dieselbe vor einiger Zeit die Gastfreundschaft des herrlichen Wlastowitz genossen hat?“

„Wen meinen Sie?“ fragte Friedrich.

„Sie meinen Ihre Nichte Lina Aepelblüh,“ sprach Ludwig mit dem divinatorischen Instincte der Liebe. Frau Kurzmichel verneigte sich beistimmend: „Meine Nichte allerdings — allein nicht mehr Aepelblüh, sondern Klempe — da sie sich vor drei Tagen mit Herrn Notar Klempe in K. verehelicht hat.“

Ludwig fuhr zusammen, und Friedrich rief:

„Was der Teufel! mit Dem? mit dem alten Griesgram?“

„Griesgram,“ berichtigte die Verwalterin, „Griesgram ist ein etwas starker Ausdruck, Herr Baron, ich würde kaum wagen, ihn zu gebrauchen. Der Herr Notar hat allerdings viele — Extremitäten, ist aber ein sehr braver Mann, Herr Baron, und wohlhabend . . .“

„Darum also,“ fiel Friedrich geringschätzig ein.

„Nicht darum, Herr Baron — aus Liebe . . .“

„Aus Liebe?“ schrie Ludwig.

„Aus Liebe,“ wiederholte Frau Kurzmichel,

„zu ihren unbemittelten Eltern und ihren neun unversorgten Geschwistern. Drei davon durfte sie gleich mit ins Haus bringen. Das war ihre Bedingung, sonst hätte sie sich wohl geweigert; denn, Du lieber Gott, wenn sie ihrem Herzen hätte folgen dürfen — dieses würde wohl anders — einen anderen — ganz anderen Gegenstand . . .“ Frau Kurzmichel war bewegt, ihre gewohnte Zurückhaltung verließ sie und sie, schloß, hingerissen von Theilnahme und Rührung: „Ich sollte eigentlich — es ist nicht recht, aber jetzt, wo das Opfer vollbracht ist, Alles vorbei, die Pforten der Ehe hinter ihr zugefallen sind . . . ihr Herz, Herr Baron — ist hier zurückgeblieben.“

„Wie? wo? in Wlastowitz?“ sprach Friedrich betroffen, und Ludwig stand auf und verließ das Zimmer.

„Aber Frau,“ sagte der Herr Verwalter, „derlei interne Angelegenheiten haben doch kein Interesse für . . .“

„Frau Kurzmichel,“ unterbrach ihn Friedrich, der sehr ernst geworden war, „ich wünsche Sie einen Augenblick allein zu sprechen.“

Frau Kurzmichel erröthete und ihr Gatte, discret und tactvoll wie immer, entfernte sich sogleich.

Durch einige Zeit herrschte im Saale eine tiefe

Stille. Friedrich rieb sich die Stirne und die Augen, riß unbarmherzig an seinem Schnurrbarte und begann endlich: „Können Sie mir sagen ... Nun?"

„Befehlen Herr Baron," sprach Frau Kurzmichel.

„Nun ja," er vermied ihre Augen, „sagen Sie mir — geniren Sie sich nicht: Wer ist denn der Gegenstand, Sie wissen, den Ihre Nichte —"

„Herr Baron, diese Frage —" stotterte Frau Kurzmichel, ganz erschrocken über die ihr räthselhafte Wichtigkeit, die Lina Aepelblühs Herzensangelegenheiten für den Freiherrn zu haben schienen.

Nach abermaliger Pause sagte Friedrich mit ganz ungewöhnlich sanfter Stimme: „Ich bitte Sie, geniren Sie sich nicht, vertrauen Sie es mir an, Frau Kurzmichel ... Wer ist der Gegenstand — Sie wissen —"

„Herr Baron, Sie haben von Vertrauen gesprochen," entgegnete Frau Kurzmichel, beugte die Schultern etwas vor und legte so recht hülflos und jeden Widerstand aufgebend die Hände in den Schoß ... „Wenn Sie von Vertrauen sprechen, Herr Baron, da ist es aus, da kann ich nur antworten ganz schlicht und bündig: „Es ist der Amtsschreiber ..."

„Nicht mein — —" beinahe hätte der Frei-

herr sich verschnappt in seiner ersten Ueberraschung, „sieh' da, der Amtsschreiber, also der Amtsschreiber?!"

Es war ihm sonderbar zu Muthe. Eigentlich freudig, aber eine getrübtere Freudigkeit kann sich Niemand vorstellen. Er athmete tief auf, wie befreit von einer schweren Last und warf dabei einen Blick voll schmerzlicher Zärtlichkeit nach der Thüre, aus der Ludwig soeben getreten war.

„Frau Kurzmichel," sprach er, „wollen Sie mir einen Gefallen erweisen?"

„O Herr Baron, was irgend in der Macht eines redlichen Weibes . . ."

„An ein unredliches würde ich mich nicht wenden," fiel Friedrich ein, rückte seinen Stuhl näher zu dem ihren und blickte sie unbeschreiblich gütig und treuherzig an. „Der Gefallen, um den ich Sie bitte, ist: Wenn mein Bruder Sie fragen sollte: An wen hat denn Fräulein Lina ihr Herz verloren? So antworten Sie: Das ist ein Geheimniß — und, Frau Kurzmichel, Sie sterben lieber, als daß Sie es ihm verrathen. Schwören Sie mir das, Frau Kurzmichel?"

„Ich verspreche es," sagte die große Frau und erhob dabei das Haupt wie ein todesmuthiger Soldat im Kugelregen: „Versprechen ist Schwur, Herr Baron."

„Warum ich das von Ihnen verlange," versetzte er, „das muß ich Ihnen — nehmen Sie es nicht übel — jetzt und immer verschweigen."

Die Verwalterin erwiderte einfach und edel: „Herr Baron, ich brauche es nicht zu wissen."

Mit ungeheuchelter Bewunderung reichte ihr Friedrich die Hand: „Ich glaube Ihnen. Sie sind brav!" rief er, sich erhebend, „ich sage es immer, Sie haben so etwas — etwas Antikes, Frau Kurzmichel, etwas Römisches."

Frau Kurzmichel verbeugte sich und verließ den Saal; in ihrer Brust wogten unendliche Gefühle.

Friedrich begab sich in die Allee hinter dem Schlosse, wo sein Bruder, ohne Hut, heftig gesticulirend, auf- und abstürmte und ihn mit den Worten empfing:

„Alles hin! — und wer ist Schuld? Du! ... Um Deinetwillen hab' ich mein Glück versäumt, das meine und das Glück des Mädchens, das mich so ungeheuer geliebt hat . . ."

„Das Dich geliebt hat — ja, ja," wiederholte Friedrich und dachte:

„Armer Kerl!"



IV.

Die Nachbarin, mit welcher die Freiherren am eifrigsten verkehrten, war Ihre Excellenz die Frau Kanzlerin von Siebert, Herrin von Perkowitz.

Diese Dame führte seit fast einem halben Jahrhundert auf ihrem Gute, dem Vermächtnisse ihres verstorbenen Gatten, ein weises Regiment. Sehr jung Wittwe geworden, bewahrte sie sich selbst die Unabhängigkeit und dem Andenken ihres „Herrchens" die Treue. Sie verließ den Wohnsitz nicht mehr, an dem sie einige Jahre mit ihm verlebt hatte und vermählte sich auch nicht wieder, obwohl es ihr an Gelegenheiten dazu nicht gefehlt hatte.

Perkowitz bildete die östliche Grenze des freiherrlich Gemperlein'schen Gutes, und trieb eine Remise und drei Felder als eben so viele Keile ins Mark von Wlastowitz hinein. Eine unangenehme Grenze. Eine Grenze, die zeitweilige Reibungen

zwischen Nachbarn unvermeidlich macht. Ein verschobener Pfahl, eine schiefgezogene Furche, geben auch den Friedfertigsten Anlaß zu Zwistigkeiten und Rivalität. Allein gerade das trug nicht wenig zur Annehmlichkeit des Verkehres bei, indem es ihm ein prickelndes Interesse verlieh. Die Excellenz war eine muntere alte Dame von siebenzig Jahren, gesellig wie Madame de Tencin, mit welcher Ludwig sie zu vergleichen liebte. Sie fürchtete nichts so sehr wie die Langeweile, bestimmte den Werth der Menschen nach dem Grade der Huldigungen, die sie ihr darbrachten, und forderte von Jedermann die eifrigste Anerkennung ihres nicht gewöhnlichen Verstandes. Hingegen begnügte sie sich, ungleich ihrem berühmten Vorbilde, auch mit anspruchslosem Umgang, wußte einen mittelmäßigen Spaß zu würdigen und kümmerte sich nicht im geringsten um den Verdruß Derjenigen, auf deren Kosten er gemacht wurde. Sie befaßte sich überhaupt nicht viel mit Rücksicht auf Andere und theilte noch die altmodische Anschauung, „ein guter Mensch“ sei nur die höfliche Bezeichnung für „Schwachkopf“.

In den Augen Frau von Sieberts, die sich gewöhnt hatte, auch in wirthschaftlichen Fragen als das Orakel der Gegend zu gelten, waren die „jungen Gemperlein“ talentvolle Dilettanten. Sie lachte

über die Schwärmerei der Freiherren für ihr Wlastowitz, war aber im Grunde den „feindlichen Brüdern“ sehr gewogen. Es ereignete sich nicht selten, daß Friedrich und Ludwig heftig mit einander streitend in Perkowitz erschienen, der Excellenz die Hand küßten, Fräulein Ruthenstrauch, die Gesellschafterin, und Herrn Scheber, den Secretär, grüßten, eine Stunde lang weiter stritten, wüthend aufsprangen, sich empfahlen und streitend abfuhren.

Die Excellenz, die während der ganzen Zeit Oel ins Feuer gegossen hatte, indem sie jetzt Friedrich und jetzt Ludwig zurief: „Da haben Sie recht!“ — „Da haben wieder Sie recht!“ hielt sich die Seiten vor Lachen.

Herr Scheber wirbelte die Daumen, rückte die Perrücke, die immer schief auf seinem gurkenförmigen Kopfe saß, in der Absicht, sie gerade zu richten, noch schiefer, schwitzte sehr, nahm eine Prise Tabak und seufzte: „Das ist aber doch —!“

Die wasserblauen Augen Fräulein Ruthenstrauchs drückten hülflosen Unwillen aus, ihre bleichen Lippen sprachen zitternd: „Ich dachte schon, sie würden einander in die Haare fahren, ich habe alle Farben gespielt . . . .“

„Bilden Sie sich nichts ein!“ rief die Excellenz. „Die interessante Bläſſe Ihrer Wangen hat

die ganze Zeit über nicht die geringste Veränderung erlitten."

Mit innigem Ergötzen an den verstörten Mienen ihrer Untergebenen fuhr sie fort: „Was habt Ihr für Nerven, Ihr zwei! — Mir hat der Lärm wohlgethan. Man hört doch einmal wieder, was die menschliche Stimme vermag. Solch ein Gespräch reinigt die Luft, ich fühle mich erquickt wie nach einem Gewitter!"

An dem Tag, an welchem die Brüder die Entdeckung gemacht hatten, daß sie bereits seit zehn Jahren in Wlastowitz weilten, statteten sie der Excellenz einen Besuch ab. Die Gesellschaft hatte sich wie gewöhnlich in der Salle à terrain versammelt. In der rechten Ecke des Canapees, das vor dem runden Tische stand, saß die Herrin von Perkowitz; Friedrich und Ludwig hatten auf zwei Armstühlen Platz genommen. Fräulein Ruthenstrauch wickelte in der Fenstervertiefung Seide ab, Secretär Scheber hatte sich auf den Rand eines dünnbeinigen Sessels niedergelassen, in respectvoller Entfernung von den hochgebornen Herrschaften und in einer Positur, welche die Mitte hielt zwischen Schweben und Sitzen. Er blickte die Freiherren von Zeit zu Zeit verstohlen an und dachte: „Was wird es heute geben?"

Aber es gab nichts. Die Brüder waren in weicher, melancholischer Stimmung. Die Betrachtung über die rasche Flucht der Zeit, die Friedrich kürzlich angestellt, hatte einen starken Eindruck in seinem und in Ludwigs Gemüth hinterlassen.

Beide waren sich der entschwundenen Jugend, des versäumten Glückes plötzlich bewußt worden und fühlten sich eigenthümlich bewegt.

Die alte Excellenz schwang vergebens ihre kleine Eris-Fackel, die Funken, die sonst wie in ein Pulverfaß gefallen wären, fielen jetzt wie in nasses Gras.

„Wissen Euer Excellenz," sagte Friedrich, „wie lange wir nun schon in Wlastowitz leben? — Zehn Jahre sind's! Ja, seit zehn Jahren genießen wir die Ehre, Ihre Nachbarn zu sein!"

„Erst seit zehn Jahren?" erwiderte sie. „Ich hätte geglaubt, unser Krieg wär' schon ein dreißigjähriger."

„So?" — Friedrich ging mit sich zu Rathe, ob dies eine Schmeichelei oder das Gegentheil sei. „Sehen Euer Excellenz! . . . und ich machte erst kürzlich meinem Bruder die Bemerkung, daß die Zeit doch eigentlich sehr schnell . . . daß ich fände, daß eigentlich — die Zeit — ach, die Zeit . . ."

Er wußte nicht mehr, was er sagte, sagte es

auch nur noch mechanisch hin und verstummte ganz, bevor er ein Ende seines Satzes gefunden.

Aber wenn die Stimme ihm ausblieb, so führten seine Augen eine um so beredtere Sprache. In Worte übersetzt würde sie gelautet haben: „O wie schön! . . . O du grundgütiger Himmel, wie teufelsmäßig schön! . . . Etwas Schöneres kann man sich nicht denken, und giebt's nicht!"

Die Augen aller Anwesenden folgten der Richtung seines verzückten Blickes. In der Thüre, die zu den Gastzimmern führte, stand eine hohe weibliche Gestalt. Nicht mehr in der ersten, aber so wahr einem das Herz aufging bei ihrem Anblicke, in der schönsten Blüthe. Sie trug ein einfaches, weißes Kleid, die prachtvollen kastanienbraunen Haare waren, in schwere Zöpfe geflochten, um den edel geformten Kopf gelegt. In der Hand hielt sie einen Strohhut, Handschuhe und Sonnenschirm, und so eigenthümlich geschmackvolle, ja wirklich allerliebste Dinge, wie diesen kleinen schwarzen Strohhut, diese schwedischen Handschuhe und diesen Sonnenschirm aus ungebleichter Seide, meinte Friedrich in seinem ganzen Leben nicht gesehen zu haben.

„So hatte ich mir meine Josephe vorgestellt!" dachte er. Ludwig dachte: „Mit der kann sich nicht einmal meine Lina vergleichen," und Beide dachten:

„Kein Traum kann holder sein!" Aber sie hat vor diesem voraus, daß sie nicht zerstiebt beim Erwachen, daß man sie auch mit offenen Augen sehen, ja sogar mit ihr sprechen kann.

Als die Excellenz ihr die Freiherren nannte und dann zu diesen sagte: „Meine Nichte Siebert," verneigte sie sich, lächelte und versicherte auf das Liebenswürdigste, daß sie „sehr erfreut" sei.

Sie setzte sich zu ihrer Tante auf das Canapee, in die linke Ecke, neben der Friedrichs Armstuhl stand.

Der ältere Freiherr begann sogleich mit dem schönen Gaste des Schlosses ein lebhaftes Gespräch, während der jüngere tiefsinnig schwieg und die Dame mit ausbündiger Bewunderung betrachtete.

Der Eindruck, den die Erscheinung dieses entzückenden Wesens auf ihn machte, war um so überwältigender, da er ihn in einem Augenblicke innerer Wehrlosigkeit empfing; in einem Augenblicke der Wehmuth, der Reue — der Schwäche mit Einem Worte!

Es giebt aber auch Zufälligkeiten im Leben, derart merkwürdig, daß man sie für Winke des Schicksals halten muß und wäre man weise wie Kant und aufgeklärt wie Voltaire. Ich möchte Den sehen, der in der Stunde, in welcher er den Verlust einer guten Gelegenheit betrauert, eine hundert Mal bessere fände und nicht ausriefe:

„Fatum! Fatum!"

Was Ludwig betrifft, er meinte die Stimme zu hören, die ihm zurief: Da hast Du's wieder, das Glück — das verloren gewähnte! Und dieses Mal greifbar genug. Es wohnt in Perkowitz — es ist die Nichte Deiner nächsten Nachbarin!

Er beneidete seinen Bruder recht herzlich um die Beredtsamkeit, die dieser entwickelte. Freilich, man muß bornirt sein, um vor einem so wunderbaren Wesen, mit so hausbackenem Zeug auszurücken. Es geschah indessen mit hinreißendem Ausdrucke. Friedrich sagte: „Solches Wetter im September — das ist ein Segen — da reifen die Trauben — da polarisiren die Rüben!" und sah sie dabei mit Blicken an, die sie förmlich einhüllten in Wohlwollen, und neigte sich über ihre Hände, die auf dem Tische lagen und mit den schwedischen Handschuhen spielten, so tief, so tief, daß man meinte, er werde sie gleich küssen.

Die Dame schien sich des Zaubers, den sie ausübte, wohl bewußt. Sie hätte eine deutsche Lustspiel-Naive sein müssen, um nichts davon zu merken; doch wurde sie dadurch nicht übermüthig, sie schien eher ein wenig verlegen, ein bischen unangenehm berührt.

Wer jedoch die Freiherren mit heller Schaden-

freude beobachtete, in wessen Mienen sich der Ausdruck des boshaftesten Triumphes spiegelte, das war niemand anders als Ihre Excellenz.

Vorderhand war ihr jedoch daran gelegen, ihre wahren Gefühle zu verbergen, und plötzlich hub sie mit ihrer lauten, gedehnten Nasenstimme an: „Ja, was heißt denn das? mein lieber Ludwig? Ich frage Sie schon drei Mal, ob Sie Ihre Wolle endlich verkauft haben, und kriege keine Antwort. Was ist denn überhaupt mit Euch Beiden? Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt, meiner Treu'! ... Der Eine sitzt da wie Amadis auf dem Armuthsfelsen und der Andere . . . Nehmen Sie sich in Acht, Fritz, Sie sehen heute wieder aus, so roth, als sollte Sie gleich der Schlag treffen."

Den Freiherren war zu Muthe, als ob sie mittelst eines Fußtrittes aus dem siebenten Himmel auf die Erde geschleudert worden wären, und zwar dahin, wo sie am miserabelsten ist. Sie hätten in dem Momente die alte Dame ganz gerne todtgeschlagen.

Diese fuhr fort: „Uebrigens haben wir miteinander noch ein Hühnchen zu pflücken. Ich wollte Sie bitten, Ihrem Förster die Erlaubniß zu geben, wenigstens manchmal irgendwo anders als an der Grenze zu jagen."

„Die Erlaubniß?“ murmelten die Brüder. „Excellenz . . . in der That . . .“

„Als an der Grenze!“ wiederholte die Excellenz scharf und nachdrücklich. „Er patrouillirt Tag und Nacht vor meiner Remise auf und ab und pafft nieder, was sich zeigt — Bock oder Gais!“

Die Freiherren schrieen auf. Die Augen Friedrichs funkelten und die Ludwigs schossen Blitze. „Ich gebe mein Wort,“ sprach der Letztere, „daß der Förster entlassen ist, wenn mir die Gais bewiesen wird.“

„Er vacirt!“ rief die Excellenz und streckte ihre dürre Hand befehlend aus. „Die Gais ist vorgestern geschossen worden!“

„Excellenz!“ entgegnete Friedrich, kaum mehr Herr seiner selbst, „ich habe das Stück gesehen, es war ein Bock!“

„Es war eine Gais!“ fiel Ihre Excellenz mit kalter Bosheit ein, und Friedrich schrie wüthend ... das heißt, er schickte sich an, wüthend zu schreien, doch blieb es bei der Absicht. Ein Blick seiner schönen Nachbarin verwandelte seine Aufregung in Ohnmacht und seinen Groll in Wonne. Sie sah ihn erschrocken an, flüsterte ihm leise flehend zu: „Ich bitte Sie! Haben Sie Nachsicht mit dem Eigensinn des Alters.“

— Ich bitte Sie! . . .

Es klang wie himmlische Musik, hinreißend und unwiderstehlich. Nicht nur beschwichtigt, nein, selig neigte er das Haupt vor Ihrer Excellenz und sprach mannhaft und begeistert wie ein ritterlicher Märtyrer:

„Wenn Euer Excellenz befehlen, so war es denn eine Gais.“

„Da haben wir's!“ sagte die Tante; die Nichte jedoch legte die Hände wie applaudirend zusammen: „Bravo! Bravo! Sie sind ja außerordentlich liebenswürdig, Baron Gemperlein!“

„In solcher Nähe bemüht man sich wenigstens . . .“ sagte er mit gutmüthiger Naivetät, und überwältigt von seiner großen, rasch entflammten Sympathie, fügte er hinzu: „Bleiben Sie doch recht lange bei uns, Fräulein!“

Sie hob bei diesem Worte erröthend und mit schalkhaft protestirender Miene den Kopf. Schebers Augenbrauen fuhren ihm plötzlich vor Entzücken mitten auf die Stirn; Fräulein Ruthenstrauch stieß in ihrer Fensterecke ein Gekicher aus . . . Aber die Herrin blickte die beiden Satelliten strafend an. — Schebers Gesicht legte sich sogleich wieder in die gewohnten Angst- und Kummerfalten. Fräulein

Ruthenstrauch unterdrückte ihr Gekicher und widerrief es gleichsam durch ein lebhaftes Räuspern.

Die Excellenz brachte rasch einen neuen Gesprächsgegenstand auf das Tapet und sagte dann, sich an ihren Gast wendend: „Wollen wir den Kaffee im Pavillon trinken, Clara?"

So erfuhren die Brüder, daß die Nichte Frau von Sieberts Clara hieß. Friedrich hatte eine große Freude darüber, begnügte sich aber mit dieser Kenntniß nicht, sondern brachte es, abgefeimt, wie er einmal war, im Laufe des Abends durch geschickt eingeholte Erkundigungen und feingestellte Fragen so weit, daß er erfuhr, Clara sei die Tochter des Schwagers der Kanzlerin, Herrn von Sieberts, Obersten in sächsischen Diensten. Er jubelte über den Erfolg seiner Forschungen. Dieses Mal wird ihm Ludwig nicht vorwerfen können, daß er sich in ein Phantom verliebt hat, dieses Mal geht er gründlich, praktisch, besonnen an die Vorbereitungen zu einer künftigen möglichen Werbung.

Der Pavillon, in welchem das Abendbrod eingenommen wurde, befand sich auf einer Höhe derjenigen gegenüber, von der aus Schloß Wlastowitz die Gegend beherrschte. Clara erklärte, es sei wunderhübsch gelegen, nehme sich mit seinen weißen Schornsteinen und seinem hohen französischen Dache

sehr freundlich, ja man könne sogar sagen, imposant aus.

Friedrich meinte ganz beseligt, es käme ihm selbst manchmal so vor. Wlastowitz sei überhaupt ein Aufenthalt, der eigentlich nichts zu wünschen übrig lasse . . . „Eines freilich ausgenommen — Eines ja — längst gesucht — nicht gefunden — es fehlt eine . . .“

„Halt!“ unterbrach ihn Clara, „lassen Sie mich rathen!“

„Gut, gut, rathen Sie . . . Rathen Sie“ — wiederholte er leise und blinzelte sie erwartungsvoll an.

„Das wäre eine Kunst, das zu errathen!“ sprach die Kanzlerin trocken. „Eine Hausfrau fehlt Ihnen, das weiß ja die ganze Welt.“

Clara versicherte, daß sie auf den Gedanken nicht gekommen wäre, sie lachte, sie scherzte, und harmlos mitlachend, bemerkte Friedrich die Blicke des Einverständnisses nicht, die Tante und Nichte, Secretär und Gesellschafterin mit einander wechselten.

Ludwigs Angesicht hatte sich verfinstert. Er schämte sich seines Bruders, er mußte sich zusammennehmen, um ihm nicht laut zuzurufen: Man hat Dich zum Besten! Das aber ging jetzt

durchaus nicht an, und so sagte er nur in tadelndem Tone zu Clara:

„Sie besitzen ein sehr heiteres Naturell.“

Sie senkte die Augen und sah plötzlich ganz betroffen aus; erst nach einer kleinen Pause antwortete sie: „Ja.“

Nur: Ja, — aber in dem einen Wörtchen lag das freimüthigste Eingeständniß, die liebenswürdigste Reue. Ludwig fühlte sich entwaffnet und sagte, schon freundlicher: „Dazu kann man nur gratuliren!“

„Nicht wahr?“ sprach sie: „Es ist gut, zu den Leuten zu gehören, die Gott danken, daß er neben den tiefsten Schatten das hellste Licht gestellt hat.“

Ein Citat, nicht gerade neu, allein ganz charmant gebracht, er mußte ihr seine Anerkennung aussprechen, sie fand eine geistvolle Antwort, und die hohe Meinung, die er sich beim ersten Anblicke von ihr gemacht, war wieder hergestellt. Wie so ganz anders, als mit seinem Bruder, sprach dieses himmlische Wesen mit ihm! Wie gut wußte sie, mit wem sie es jetzt zu thun hatte, wie gründlich ging sie auf seine gediegenen Erörterungen ein! Er bewies ihr das Vertrauen, das ihr Verstand ihm einflößte, indem er die tiefsten Fragen berührte, mit denen sein Geist

sich beschäftigte. Er stellte die drei Cardinalpunkte seiner Ueberzeugungen auf:

1. Die einzig sittliche Staatsform ist die Republik.

2. Es giebt keine persönliche Fortdauer nach dem Tode.

3. Die Mutter alles Unheiles, das je in die Welt gekommen, ist die Phantasie.

Friedrich rutschte in peinlicher Verlegenheit auf seinem Sessel hin und her. — Ein so gescheiter Mensch dieser Ludwig! aber wie man mit Frauen umgeht, davon hat er keine Idee! . . . Es thut einem leid, Jesus, wirklich leid um ihn! . . .

Die Kanzlerin fragte laut, wie viel Uhr es sei? Ruthenstrauch und der Secretär gähnten durch die Nase. Es begann kühl und dunkel zu werden, die Gesellschaft begab sich nach dem Schlosse zurück. Im Speisezimmer brannten schon die Lichter, und der Bediente trat an Ihre Excellenz mit der Frage heran, für wie viele Personen gedeckt werden solle . . . „Gedeckt? . . . Wozu? . . .“ fiel ihm die Frau vom Hause ins Wort, und wandte sich dann mit unverhohlener Ungeduld zu den Freiherren: „Bleiben Sie auch beim Souper?“

Sie wurde nicht verstanden, denn wie aus Einem Munde versicherten die Brüder, daß sie

nicht vermöchten, einer so gütigen Aufforderung zu widerstehen.

„Jetzt dauert mir der Spaß lange genug!“ sagte Ihre Excellenz so laut zur Ruthenstrauch, daß diese erschrak und einen langen Blick auf die Freiherren warf. Unnöthige Sorge! Sie sahen und hörten nur die schöne Clara. Das Souper wurde auf- und wieder abgetragen, die hartnäckigen Gäste rührten sich nicht.

Die Kanzlerin gab endlich den Befehl, den Wagen der Freiherren, der längst angespannt war, anzumelden. Da erwachten sie wie aus einem Traume und empfahlen sich — Beide so verliebt, wie sie bisher nicht geahnt hatten, daß man es sein könne.



V.

Zum ersten Male seit zehn Jahren brachten die Brüder eine schlaflose Nacht zu. Zum ersten Male unterblieb am folgenden Tage der Morgenritt, zum ersten Male frühstückte Jeder von ihnen auf seinem Zimmer und streifte dann allein durch Wälder und Fluren. Sie kamen nicht nach Hause zum Mittagessen, worüber Anton Schmidt beinahe in Verzweiflung und die Köchin in solche Aufregung gerieth, daß sie eine spanische Windtorte mit Bratensauce statt mit Chocolade übergoß und dem Küchenmädchen, das ihr Versehen zu belächeln wagte, mit sofortiger Entlassung drohte.

Frau Kurzmichel, von den Vorgängen im Schlosse unterrichtet, brachte den Tag in Angst und Sorge zu und wußte keine Antwort auf die unablässig wiederholte Frage ihres Gatten: „Was thun? was beginnen?"

Angesichts des Unerhörten steht auch der größte Verstand still.

Abends gegen acht Uhr begab sich der Herr Verwalter gewohntermaßen zum Vortrage in das Schloß. Es war darin so still, als würde es nur von Mäusen bewohnt. Anton hatte sich in höchster Angst aufgemacht, um seinen Gebieter zu suchen. Die übrige Dienerschaft saß wispernd und flüsternd in der hellerleuchteten Küche um den warmen Herd.

Kurzmichel durchwanderte vorsichtshalber zuerst die ganze Enfilade. Alles leer, verödet, und unheimlich dunkel. Der alte Mann nahm endlich Platz auf dem schwarzen Ledersopha im Vorgemache und wartete, seine Wirthschaftsbücher unter dem Arme. Durch das breite Fenster ihm gegenüber blinkte der Abendstern freundlich herein, während hellgraue Nebel langsam emporstiegen aus den Wiesen im Thale und sich allmälig mit dem schweren Wolkenkranze verbanden, der unbeweglich über den Bergen lag. Kurzmichel begann über Alles nachzusinnen, was den Herren begegnet sein konnte und schreckliche Möglichkeiten stellten sich ihm dar. Vielleicht waren Beide verunglückt — vielleicht nur Einer — vielleicht Einer durch den Anderen . . . Kurzmichel hat so etwas tausend Mal befürchtet bei ihrem

Temperament, bei ihrer nie gestillten Kampflust!.... Vielleicht war es zum Aeußersten gekommen, vielleicht ist jetzt einer der Brüder . . . Nein, der Gedanke ist nicht auszudenken . . . Kurzmichel bemüht sich, die entsetzlichen Vorstellungen, die ihn bedrängen, durch eine friedliche Geistesthätigkeit zu beschwören und beginnt halblaut das große Einmaleins herzusagen. Dabei jedoch lauscht er fieberhaft gespannt gegen die Treppe hin und endlich ist ihm, als ließen sich Schritte auf derselben vernehmen. Sie steigen langsam herauf, die Thüre des Vorsaals öffnet sich, um eine imposante Gestalt einzulassen, und die Stimme des Freiherrn Friedrich spricht: „Wer ist da? warum zündest Du die Lampe nicht an, Du Esel?"

Der Verwalter fühlt sich durch den Esel nicht getroffen, denn sein Herr hält ihn offenbar für den Hausknecht; doch kann er nicht umhin, zu denken, daß die Freiherren diese für jeden Menschen demüthigende Bezeichnung doch etwas seltener gebrauchen sollten.

„Ich bin's, Euer Hochwohlgeboren," spricht er, „ich komme, ich erscheine zum Vortrag."

Ein unartikulirter Laut — das Wort „Vortrag" nachgemurmelt mit einem Accente, als bezeichne es etwas Ungeheuerliches, nie Gehörtes.

Friedrich fährt Herrn Kurzmichel an: „Sprechen Sie mit meinem Bruder!“ und geht an ihm vorüber in den Saal, dessen Thür er kräftig hinter sich zuschlägt.

Mit meinem Bruder! . . . Kurzmichel athmet und lebt wieder auf, und als der Hausknecht mit dem brennenden Wachsstocke hereinstürzt, die Hängelampe anzündet und forteilt, um weiterhin Licht zu verbreiten, schlägt der Verwalter sich vor die Stirn, als wollte er sie strafen für die tollen Vorstellungen, die sie eben gehegt.

Wieder rasselte die schwere Thür in ihren Angeln und herein trat Freiherr Ludwig. Er trug den Kopf wie immer hoch und stolz, hatte beide Hände in die Taschen seines langen Ueberrockes versenkt und schritt gerade so zerstreut wie Friedrich an Herrn Kurzmichel vorüber. „Ich komme zum Vortrage,“ sprach dieser. „Sprechen Sie mit meinem Bruder —“ rief Ludwig, ohne sich aufzuhalten, ohne ihn nur anzusehen, und warf die Salonthür noch kräftiger hinter sich zu, als Friedrich gethan.

Herr Kurzmichel kannte die barsche Art seiner Herren, wurde aber immer empfindlich durch sie verletzt. Beim Nachhausekommen erklärte er seiner Gattin, man brauche etwas Unangenehmes deshalb noch nicht angenehm zu finden, weil es einem täg-

lich widerfährt. Die treffliche Frau ließ die Richtigkeit dieser Bemerkung gelten und gewährte ihrem Manne den besten Trost, den es giebt: sie bedauerte ihn.

Die Freiherren nahmen das Abendessen schweigend und hastig ein. Nach demselben zündeten sie ihre Cigarren an, rückten Beide ihre Stühle vom Tische weg, wandten einander nicht gerade den Rücken, aber doch die Seite zu und starrten hartnäckig in die Luft. Friedrich war der Erste, der einen Laut von sich gab, indem er zu murmeln begann: „Sie—bert—Siebert! ... Clara Siebert!“

„Was?“ fragte Ludwig.

„Gute Familie,“ fuhr Friedrich fort. „Gehört dem ältesten Adel Sachsens an.“

Ludwig entgegnete mit unglaublich sanfter Stimme: „Woher hast Du das?“

Sein Bruder sah ihn flüchtig an: „Es ist meine Ueberzeugung,“ antwortete er.

„Ich glaube, daß Du irrst,“ sagte Ludwig so sanft wie früher. „Die Siebert sind bürgerlich — Papieradel zählt ja in Deinen Augen nicht — ganz bürgerlich.“

Friedrich richtete sich auf, schlug heftig mit der Faust auf den Tisch und rief: „Meinetwegen!“

Es trat eine lange Pause ein. Endlich sprach

Ludwig, schwer athmend, allein immer noch mit anbetungswürdiger Ruhe: „Du bist verliebt. Ich bin es auch.“

Schmerzlich bejahend, nickte Friedrich mit dem Kopfe. Das Wort überraschte ihn nicht, es war nur die Bestätigung eines ihm bereits bekannten Unglückes.

„Was i st,“ fuhr Ludwig fort, „müssen Männer den Muth haben, gelten zu lassen. Nicht wahr?“

„Wahr,“ lautete die Antwort.

„Heirathen aber — kann sie nur Einer.“

„Auch wahr —“

„Denn — Bruder — —“ Ludwig stand auf, drückte die Knöchel der geballten Hände auf den Tisch und schien sich anzuschicken, eine längere Rede zu halten. Aber Friedrich hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, indem er sagte: „Lieber Bruder, was sich von selbst versteht, brauchst Du mir doch nicht zu erklären.“

„Das ist also ausgemacht. Höre ferner — höre mich ferner geduldig an. Kannst Du mich ferner geduldig anhören?“

„Ich werde sehen. Rede.“

„Heirathen kann sie nur Einer. Jetzt aber kommt die Frage: Welcher?“

„Das ist es ja!“ Auch Friedrich stand auf,

fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und setzte sich wieder nieder.

„Ich habe gefragt: Welcher?“ sprach Ludwig — „die Antwort auf diese Frage ist die selbstverständlichste der Welt und lautet: Derjenige, für den sie sich entscheidet . . . Ueberlassen wir ihr die Wahl —“

„. . . Ihr — die Wahl? . . . ihr die Wahl? . . . Glaubst Du nicht, lieber Bruder, daß sie Denjenigen wählen wird, der am eifrigsten um sie wirbt? Denjenigen, der ihr zuerst seine Hand anbietet?“

„Ich glaube, lieber Bruder, daß sie Denjenigen wählen wird, der ihr besser gefällt. Was werben! . . . Wirbt Der, der ihr nicht gefällt, so schlägt sie ihn aus . . . . So schlägt sie ihn aus —“ wiederholte er nachdenklich.

Als die Brüder gestern von Perkowitz fortgefahren waren, hatte Ludwig die Ueberzeugung mitgenommen, auf Clara einen sehr günstigen Eindruck hervorgebracht zu haben. In der schlaflos durchwachten Nacht jedoch, während des einsam verträumten Tages, waren allerlei Zweifel in ihm aufgestiegen. Daß sie seine geistige Ueberlegenheit über seinen Bruder erkannt habe, blieb ihm ausgemacht. Aber konnte nicht gerade diese Ueberlegenheit erkal-

tend auf sie wirken? Konnte nicht vielleicht Friedrichs naives und harmloses Wesen ihr sympathischer sein als sein strenges, unbeugsames? Hatte sie sich nicht gesagt: Dir könnte ich Gattin, ihm Herrin werden und, wer weiß es, vielleicht gehört sie zu den Frauen — es soll auch solche geben! — die lieber herrschen als beherrscht werden . . .

Der Vorschlag also, den er seinem Bruder machte, Fräulein Clara zwischen ihnen entscheiden zu lassen, kam aus vollkommen ehrlichem Herzen und aus dem redlichen Wunsche, der qualvollen Ungewißheit, in welcher sie sich befanden — so oder so! ein Ende zu machen.

Friedrich jedoch zögerte, dazu Ja zu sagen. Er wußte die Antwort im Voraus, die Clara geben würde, wenn man ihr die Wahl freistellte; es schien ihm falsch, treulos, hinterlistig, den armen Teufel, den Ludwig, einer sicheren Enttäuschung und Demüthigung auszusetzen. Anderseits — wenn man ihm noch so oft wiederholt: Dich nimmt sie nicht! — wird er es glauben? . . . Ein schwerer Kampf entspann sich in ihm. Er hätte um Alles in der Welt ein anderes Auskunftsmittel finden mögen — aber er fand keines, wie sehr er sich auch quälte. So schwieg er, schwieg um so hartnäckiger, je eifriger und beredsamer Ludwig in ihn drang,

entweder seinen Vorschlag anzunehmen oder einen besseren zu machen!

Während er so finster, stumm und gepeinigt da saß, kam sein Jagdhund, legte ihm den Kopf auf das Knie und begann zu winseln. „Marsch!“ rief Friedrich, und als das Thier nicht sogleich gehorchte, gab er ihm einen derben Fußtritt. Der Hund stieß einen kurzen heulenden Laut aus und setzte sich in die Fensterecke; frierend, von Zeit zu Zeit leise winselnd, verfolgte er Friedrich fortwährend mit liebevoll flehenden Augen und trommelte vergnügt mit seinem harten Schwanze auf dem Boden, sobald es ihm gelang, einen Blick seines Herrn zu erhaschen. Dieser brummte „Verwöhntes Vieh!“ erhob sich, holte einen Polster vom Canapee und schleuderte ihn dem Hunde zu, der ihn sogleich mit der Schnauze in die Ecke schob und sich darauf niederlegte.

Ludwig aber brauste plötzlich auf: „Herr Gott im Himmel! . . . Da red' ich seit einer halben Stunde in diesen Menschen hinein . . . Es handelt sich um sein Lebensglück und um meines, und dieser Mensch — spielt mit seinem Hund! . . .“

Jetzt flammte auch Friedrich auf: „Habe was Du willst!... Gut denn, sie mag wählen! Mir ist's recht. Aber wenn die Wahl getroffen sein wird, dann — ein Feigling, wer dann recriminirt ...“

„Ein erbärmlicher Feigling!“ überbot ihn Ludwig. „Der Eine heirathet, der Andere sieht zu, wie er mit sich fertig wird.“

„Seine Sache. Mich kümmert's nicht!“

„Mich noch weniger!“

„Merke Dir das!“

Die Freiherren blickten einander erbittert an, und stürzten in entgegengesetzten Richtungen aus dem Gemache. So zornig sie auch noch immer waren, empfanden sie es doch als eine Erlösung, endlich wieder ihre Herzen entlastet zu haben von der bedrückenden Qual der Rathlosigkeit.



VI.

Am nächsten Tage, die Brüder waren eben von ihrem Morgenritte heimgekehrt, ließ der Herr Verwalter sich bei ihnen melden. Er berichtete, daß der Bote des Amtes Perkowitz soeben im Amte Wlastowitz einen Brief unter der freiherrlich Friedrich'schen Adresse hinterlegt habe und . . .

„Brief —" unterbrach ihn Friedrich — „aus Perkowitz — wo? . . ."

Kurzmichel übergab einen nett und zierlich gefalteten Zettel und bat, diese Gelegenheit ergreifen zu dürfen, um den gestern versäumten Vortrag . . .

Aber der Freiherr hörte ihn nicht an. Er hatte das kleine Schreiben hastig aufgebrochen, in höchster Aufregung in allen seinen Taschen nach seinen Augengläsern gesucht. — Ach! seit einem Jahre konnte er, fatale Geschichte! nicht mehr ohne Augengläser lesen — und war, da er sie

nicht fand, mit Riesenschritten in sein Zimmer gestürzt.

„Von wem — der Brief? . . .“ fragte Ludwig dumpf.

„Von Ihrer Excellenz —“

„Von Ihrer Excellenz? — — —“ und Ludwig eilte seinem Bruder nach.

„Einladung!“ rief ihm dieser zu. „Ihrer Nichte und uns zu Ehren veranstaltetes Gouter im Waldschlößchen Rendezvous! . . . Ihrer Nichte und uns . . . verstehst Du? und uns!“

„Aha!“ sagte Ludwig und nahm das Briefchen aus Friedrichs Händen. Die Schlußzeilen desselben waren viel merkwürdiger als der Anfang. Friedrich hatte sie in seinem Freudentaumel nur nicht recht angesehen:

„Wir haben Ihnen ein Bekenntniß abzulegen, dann trinken wir Kaffee auf fernere, gute Freundschaft.“

„Wirklich? steht das?“ jubelte Friedrich und hüpfte im Zimmer herum wie ein glückliches Kind.

An diesem Tage klagten die Freiherren nicht über die rasche Flucht der Zeit. Eine Stunde lang warteten Beide vor dem Schlosse auf den für drei Uhr Nachmittags bestellten Wagen. Pünktlich fuhr um diese Zeit die Equipage in den Hof: Ein leichter

Phaeton, mit Braunen bespannt, die der Kutscher vom Rücksitze aus lenkte. Sobald Friedrich die Pferde erblickte, runzelte er die Stirne. „Die Hannaken?“ fragte er, „wer hat befohlen, die Hannaken einzuspannen?“

„Ich!“ antwortete Ludwig, schwang sich auf den erhöhten Kutschersitz und ergriff die Zügel. „Steig' ein! Nun — so steig' doch ein!“

Aber Friedrich blieb neben den Pferden stehen und musterte sie mit gehässigen Blicken. „Mit denen wirst Du Parade machen,“ sprach er.

Die Braunen waren seit Monaten die Veranlassung lebhafter Streitigkeiten zwischen den Freiherren. Ludwig, der, wie Friedrich sagte, von Pferden so viel verstand, wie ein Faßbinder vom Spitzenklöppeln, hatte sie von einem Bauer ohne Vorwissen seines Bruders gekauft. Als er sie diesem, voll Stolz auf die getroffene Wahl, vorführen ließ, rief Friedrich schon von weitem: „Nichts d'ran! Gemein!“

„Was gemein? — Nichts ist gemein als der Hochmuth. Sie haben Figur!“ entgegnete Ludwig.

„Figur — aber kein Blut — und nicht einmal Figur — Beine wie Spinnen — abgeschlagenes Kreuz — Rehhälse — es sind Krampen!“

Ludwig hatte an die Pferde die unsäglichste

Sorge und Mühe gewendet, sie in Stroh stellen lassen bis an die Bäuche, mit Hafer vollgestopft — sie longirt, dressirt, eingeführt — Alles umsonst! — Sie waren und blieben schlechte Zieher; faul, wenn's vom Stalle, hitzig, wenn's nach Hause ging; schreckhaft, nervös, bodenscheu — nichtsnutz mit Einem Worte!

Allein Ludwigs Herz hing an ihnen, ihm gefielen sie, und weil er hoffte, daß sie auch Fräulein Clara gefallen würden, hatte er sie heute einspannen lassen.

„Steig' nur ein!" wiederholte er, und trotz des innigsten Widerstrebens entschloß sich Friedrich dazu. Schwer genug kam es ihm an! Bei einer Gelegenheit, in welcher man sich gern im besten Lichte zeigen möchte, bei welcher Alles an und um einen den Stempel der Solidität und Gediegenheit tragen soll, mit solchem Gespann vorzufahren — dazu gehört etwas! . . .

Allein er that's, er gab nach. Der arme Mensch, der Ludwig, dem vermuthlich schon in der nächsten Stunde die bitterste Enttäuschung bevorstand, flößte ihm Mitleid ein, und er ließ ihm denn seinen kindischen Willen.

Sie lenkten durch das Dorf. Trotz Friedrichs dringender Warnung verließ Ludwig am Ausgange

desselben die Straße und schlug den Feldweg ein. Der war so schlecht als möglich und wurde im Walde, der den nächsten Bergrücken deckte und hier die Perkowitzer Grenze bildete, sogar gefährlich, da folgte er einem Gerinne und stieg bis zur Erreichung der Wasserscheide steil hinan, rechts vom Hochwalde begrenzt, links jäh abfallend gegen den feuchten Wiesengrund. An seiner schmalsten Stelle war freilich ein Geländer angebracht, doch bestand es nur aus halbvermorschten Birkenstämmen und bedeutete viel eher: Nehmt Euch in Acht! als: Verlaßt Euch auf mich!

Gegen alle Erwartungen Friedrichs hielten sich die Braunen heute merkwürdig gut. Sie liefen leicht und munter in gleichmäßigem Trabe vorwärts, als wüßten sie, daß ihnen die ehrenvolle Aufgabe geworden, ihren Herrn in die Arme des Glückes zu führen. Ludwig betrachtete sie liebevoll und ließ es an schmeichelhaften Zurufen nicht fehlen. Sein Gesicht strahlte vor Freude. Jetzt begann es aufwärts zu gehen, die Last des Wagens wurde den Pferden empfindlich fühlbar: plötzlich drückten beide gegen die Stange und eines stieß das andere mit dem Kopfe an den Hals, als ob sie sagten: „Ziehe Du!“

Friedrich, der bisher schweigend, mit gekreuzten

Armen neben seinem Bruder gesessen hatte, sprach nun ganz ruhig zwar, aber außerordentlich wegwerfend: „Kommen nicht hinauf.“

„Kommen hinauf!“ rief Ludwig.

„Im Schritte schon gar nicht.“

„Nun denn, in einem anderen Tempo!“ sprach Ludwig und schnalzte mit der Peitsche. Die Pferde sprangen in Galopp ein und glücklich gelangte man ein Stückchen weiter. Aber nur zu bald erlahmte der Eifer der Hannaken, ein paar Sätze noch, und sie blieben stehen — der Wagen rollte zurück. Friedrich zwinkerte mit den Augen und stieß ein spöttisches: „Bravo!“ aus. Ludwig strich Rücken und Flanken der Pferde mit wuchtigen Hieben, sie zitterten, schlugen aus und — rührten sich nicht vom Flecke. Der Kutscher stieg ab und schob einen Stein hinter eines der Räder; dabei glitt er aus, fiel, gerieth, als er aufspringen wollte, zu nahe an den Wegrand und kugelte den Abhang hinab.

Friedrich lachte, Ludwig fluchte; er warf seinem Bruder die Zügel zu, sprang vom Wagen, schlug wie rasend auf die Braunen los und schrie vor Wuth schäumend: „Bestien! . . . umbringen . . . umbringen könnt' man sie!“

Die Thiere, stöhnend unter den Schlägen, die auf sie niederhagelten, bäumten sich, ein Ruck —

das gegen den Stein gestemmte Rad krachte, der Wagen stand quer über dem Wege. —

Jetzt begann Friedrich die Sache nicht mehr ganz geheuer zu finden. „Du Narr, so wart' doch!" rief er und wollte sich von seinem Sitze schwingen, aber Ludwig ließ ihm dazu nicht Zeit. Sinnlos vor Zorn, drang er nur wilder auf die Pferde ein. Die warfen sich zurück, prallten an das Geländer, es brach und die ganze Equipage schlug den Weg ein, den vor ihr schon der Kutscher genommen.

„Prosit!" knirschte Ludwig — aber im selben Augenblicke blitzte das Bewußtsein dessen, was er gethan, mit tödtlichem Schrecken in ihm auf — und ein fürchterlicher Schrei entrang sich seinen Lippen.

Bleich wie eine Leiche, mit aufgerissenen Augen taumelte er zum Rande des Abhanges hin. Unten lagen die Pferde in Zügel und Stränge verwickelt, lag der Wagen mit den Rädern in der Luft — von Friedrich war nichts zu sehen.

In verzweifelten Sätzen sprang Ludwig hinunter, der Kutscher kam herbeigehinkt: „Jesus, Maria! Jesus, Maria und Joseph!" winselte er und starrte schreckgelähmt seinen Herrn an, der, aussehend wie ein Todter, die Arbeit von zehn Lebendigen verrichtete.

Er durchschnitt und zerriß die Zügel; als ein Strang sich nicht gleich lösen lassen wollte, schlug er die Wage mit einem Stein in Stücke, er führte einen Faustschlag gegen den Kopf eines der Pferde, welches im Emporringen an den Wagenkasten stieß, daß es zurücktaumelte, als wäre ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren. . . . Nun war der Wagen frei — man sah Friedrich unter demselben liegen, das Gesicht ins Gras gedrückt, das geröthet war von Blut. Ludwig sprang hinzu. Mit Riesenkraft stemmte er sich gegen den Wagen und hob ihn vorsichtig, langsam, half nach mit dem Kopfe, mit den Schultern und schleuderte ihn neben den Mann hin, der bis jetzt seine ganze Last getragen.

Dieser Mann aber athmete tief auf — er lebte! . . . Ludwig wollte sich zu ihm niederbeugen, die Arme ausstrecken — sie sanken ihm, seine Kniee wankten; statt des Namens, den er auszusprechen suchte, drang nur ein gepreßtes Stöhnen aus seinem Munde . . . Plötzlich hob sich Friedrich auf ein Knie empor, er wischte rasch mit der Hand das Blut ab, das ihm von der Stirne über die Augen floß, sah Ludwig vor sich stehen und —

„Da hast Du's! Es geschieht Dir Recht!" rief er mit einer Stimme, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß der kräftige Gemper-

lein'sche Brustkasten dem erlittenen Choc siegreich widerstanden hatte.

Er richtete sich auf, schüttelte sich, pustete, deutete auf die jämmerlich zerschundenen, mit Blut und Schmutz bedeckten Pferde und sprach: „Die sehen schön aus!"

Ludwig blieb noch immer unbeweglich. Die Augen glühten ihm unter den geschwollenen Deckeln und waren auf seinen Bruder geheftet mit einem Ausdrucke von Wonne und von unaussprechlicher Liebe. „Ist Dir nichts?" fragte er heiser und tonlos.

Jetzt sah sich Friedrich den Menschen erst recht an, ein erstauntes und mitleidiges Lächeln glitt über sein Gesicht, er zog das Taschentuch hervor, drückte es an die Stirnwunde und murmelte etwas, das man nicht deutlich verstehen konnte, doch soll das Wort „Esel" darin vorgekommen sein. Dann erfaßte er einen der Hannaken beim Zügelreste, der am Kopfgestelle hängen geblieben war und kletterte mit dem erschöpften, bei jedem Schritte stolpernden Thiere die steile Anhöhe hinauf . . . etwas langsamer, als es an einem anderen Tage geschehen wäre. Der Kutscher folgte mit dem zweiten Pferde; zuletzt kam Ludwig, gesenkten Hauptes, mit einer zer-

brochenen Wagenlaterne in der Hand, die er mechanisch aufgehoben hatte und festhielt.

Schweigend zog die kleine Karawane eine halbe Stunde später in Wlastowitz ein. Die Pferde wurden in den Stall geführt und dort Anstalten getroffen, den im Tobel zurückgebliebenen Wagen abzuholen.

Friedrich meinte, Ludwig solle sich nur rasch umkleiden und gleich hinüberreiten nach Rendezvous; er selbst werde in einer halben Stunde nachkommen. „Es wäre gescheiter, Du gingest heim und machtest Dir Eisumschläge," sagte Ludwig.

Friedrich entgegnete sehr barsch, er sei keine Wöchnerin. Sie zankten ein Weniges und gingen dann ins Schloß und Jeder auf sein Zimmer.

Zehn Minuten später trabte Ludwigs Reitknecht nach Rendezvous, einen Brief seines Herrn an Fräulein Clara von Siebert in der Tasche. Ludwig blieb zu Hause. Er schritt rastlos in seinen Gemächern auf und ab, in seinem Kopfe ging es zu, wie in einem Pochwerke. Jede Ader schlug fieberhaft, jeder Gedanke, den das siedende Gehirn gebar, war Wirrsal, Qual und Pein! Ein Gedanke — der schlimmste — erdrückte alle anderen: „Du hast das Leben Deines Bruders gefährdet! . . .

Wie viel hat gefehlt und Du wärst jetzt sein Mörder. . . ."

Die Glocke rief zum Souper. Er ging in den Speisesaal, wo ihn Friedrich bereits erwartete. Dieser aß mit gutem Appetit, man sprach, rauchte, disputirte sogar — aber das Alles ohne rechte Freude . . . Das Herz war nicht dabei.

Viel früher als gewöhnlich stand Ludwig auf und sagte: „Gute Nacht —" Er hätte so gern hinzugefügt: „Schlaf' gut!" oder noch einmal gefragt: „Ist Dir nichts?" Aber Friedrich würde sich geärgert oder ihn ausgelacht haben; so ließ er's bleiben und ging schweigend aus dem Saale.

Friedrich sah ihm lange wehmüthig nach. Seine Augen füllten sich mit Thränen. „Armer Kerl!" murmelte er leise. Er stützte gedankenvoll den Kopf in die Hände und verharrte so eine geraume Zeit. Als er sich endlich erhob und mit entschlossenen Schritten seine Zimmer betrat, leuchtete auf seinem Antlitze der Strahl einer hohen und stolzen Freude über einen großen Sieg — einen Sieg der edelsten Selbstverleugnung und des reinsten Opfermuthes. So spät es auch war, sandte Friedrich noch an diesem Abende durch einen reitenden Boten ein Schreiben an Ihre Excellenz, Frau von Siebert nach Perkowitz.

Indessen saß Ludwig an seinem Schreibtische und schrieb in schwungvollen Zügen, langsam und feierlich, sein Testament. Er ernannte darin seinen Bruder, den Freiherrn Friedrich von Gemperlein, zum Erben seines gesammten Hab' und Gutes, falls er (Ludwig) unvermählt und kinderlos bleiben sollte, was, fügte er hinzu, vermuthlich geschehen dürfte. Den Schluß des Actenstückes bildeten die Worte: „Ich wünsche, wo immer ich sterbe, in Wlastowitz begraben zu werden."

Nach gethanem Werke fühlte Ludwig sich etwas ruhiger. Dennoch duldete es ihn nicht länger in der stillen Stube, es trieb ihn hinaus in die athmende Natur, in die freie kalte Luft. Die Nacht war dunkel, nur einzelne Sterne glitzerten am Himmel, der Wind rauschte in den Bäumen und trieb die dürren Blätter über den weißlich schimmernden Sand der Wege und knisterte in den tiefschwarzen Massen der Gebüsche.

Ludwig ging mit festen Schritten vorwärts. Noch einmal wollte er jeden Weg im Garten betreten und jeden Lieblingsbaum gegrüßt haben, bevor er, schweren Herzens, Abschied nahm.

Dich zuerst, alte Edeltanne auf der Wiese, die letzte von zehn aus dem Walde hierher verpflanzten Schwestern. Hattest lange gekränkelt und ragst jetzt

so stolz in Fülle der Gesundheit. Dich, Du edler Wallnußbaum, an dem Friedrich nie vorüber geht, ohne zu sagen: „Das ist ein Baum! . . .“ Dann die Araucaria in der Nähe des Lärchenwäldchens — Respect vor der! Ein Nadelbaum mit Palmennatur — nordische Kraft, vereint mit südlicher Schöne — es ist ein Wunder! . . . Und Du, Ceder vom Libanon, junges, schönstes Fräulein, hast einen grünsammtnen Reifrock an und die neuen zarten Triebe schmücken Deinen Wipfel wie Federn das anmuthigste Haupt. Endlich der Zürgelbaum. Ein Nichtkenner geht wohl an ihm vorbei und meint, der gehöre zu der Gattung, die Aepfel trägt — aber der Kenner, ja, der reißt die Augen auf. Der bewundert den moosbedeckten, eisengrauen Stamm, die schlanken Zweige mit den Aestchen so fein wie Draht, die kleinen seidenweichen Blätter. „Im botanischen Garten in Schönbrunn giebt's schönere Zürgelbäume, sonst nirgends!“ sagt Friedrich.

Hast Recht! — Schöneres mag es geben draußen in der Welt, aber nichts Lieberes, als was hier gedeiht, lebt, blüht und welkt. Schade, schade, daß man es verlassen muß. Aber unter den Umständen, die jetzt — wie bald! — eintreten werden, kann Ludwig in Wlastowitz nicht mehr leben.

Er ersteigt noch die Anhöhe am Ende des Gartens, von der aus man hinüberblicken kann auf die Gruftcapelle, die sein Vater errichten ließ. Durch das Gitter des Fensters glänzt ein kleiner, feuriger Punkt, das Licht der Lampe, die über dem Sarge des Vaters brennt — des Ersten, der hier ruht.

Ein trauriges Lächeln tritt auf die Lippen Ludwigs; er freut sich, daß er in seinem Testamente den Wunsch ausgesprochen hat, in Wlastowitz begraben zu werden. Friedrich wird schon verstehen, was das heißt . . . Ich kehre zurück, heißt es, zu Dir, dem ich so oft wehgethan, dessen Leben ich sogar einmal in Gefahr gebracht — den ich aber doch innigst geliebt habe.

Ganz ruhig, beinahe heiter kam Ludwig nach Hause. Die Fenster von Friedrichs Schlafzimmer waren noch erleuchtet und an den Gardinen glitt in unregelmäßigen Zwischenräumen ein hoher, dunkler Schatten vorüber. „Auch Du wachst — von Sorgen und bangen Zweifeln gequält. Warte! warte! — nur noch ein paar Stunden, und Du wirst glücklich sein!“

Um elf Uhr Morgens stieg am folgenden Tage Ludwig vor dem Thore des Schlosses Perkowitz vom Pferde. Ein Diener, der ihn erwartet zu haben schien, führte ihn sogleich durch die Salle à terrain,

zu der Thür des Gastzimmers, aus dem vorgestern Fräulein Clara wie eine himmlische Erscheinung getreten war. Der Diener pochte, eine theuere Stimme fragte: „Wer ist's?" und rief, als der Name des Besuchers genannt worden: „Ist willkommen!"

Ludwig stand vor der schönen Clara so beklommen und bewegt, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen. Auch sie blieb nicht unbefangen. Der muntere Ton, in dem sie Ludwig gebeten hatte, Platz zu nehmen, verwandelte sich nach dem ersten Blicke in das Angesicht des Freiherrn in einen sehr gedrückten.

Sie senkte die Augen, eine leichte Blässe flog über ihre Wangen, und sie sprach stockend: „Herr Baron — es ist — ich bitte . . ."

Ihre Verlegenheit rührte und ergriff ihn auf das Tiefste. Ach, die grausame Sitte! Daß sie unerlaubten Empfindungen verbietet, sich zu äußern, das wäre schon recht; daß aber die reinsten, die ein Mensch haben kann, unausgesprochen bleiben müssen, das ist jammervoll! Hätte Ludwig in diesem Augenblicke seinem Gefühle folgen dürfen, er würde die Arme ausgebreitet und gesprochen haben: „Komm' an mein Herz — liebe Schwester!"

Aber das schickte sich nun einmal nicht, und so

reichte er ihr nur die Hand und sagte: „Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie um ein Gespräch unter vier Augen zu bitten . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach sie ihn hastig, „in einem Briefe, den ich eröffnete, obwohl er eigentlich nicht an mich gerichtet war.“

„Wie?“

„Ich heiße nämlich nicht Fräulein — —“

„O,“ rief er, „es handelt sich nicht darum, wie Sie heißen. Heißen Sie, wie Sie wollen. Sie sind die Nichte unserer verehrten Freundin und das liebenswürdigste Wesen, das uns je vorgekommen ist. Sie sind gewiß auch edel und gut und werden das Vertrauen nicht mißbrauchen, das mich zu Ihnen führt und mit dem ich Ihnen sage: Sie haben auf den besten Menschen, den es giebt, einen großen Eindruck gemacht — auf meinen Bruder, Fräulein. — Ich komme hierher ohne sein Vorwissen, in der Absicht, Sie günstig für ihn zu stimmen. Ich meine es mit Ihnen nicht minder ehrlich als mit ihm, und beschwöre Sie in Ihrem eigenen Interesse: Lassen Sie sich seine Werbung gefallen . . .“

Er sprach mit solchem Eifer, daß es ihr, wie oft sie es auch versuchte, nicht gelang, ihn zu unterbrechen. Als er nun schloß: „Versäumen Sie die

Gelegenheit nicht, die glücklichste Frau der Welt zu werden!" gab ihre Ungeduld ihr den Muth, mit Entschlossenheit zu sagen: „Diese Gelegenheit ist aber schon versäumt, Herr Baron, ich bin verheirathet."

Er fuhr von seinem Sessel auf mit einem Entsetzen, das sich nicht schildern läßt. „Sie scherzen," stammelte er, „das kann nicht sein — das ist ja unmöglich!"

„Warum?" fragte sie. „So gut, wie Ihr Herr Bruder, kann auch ein Anderer mich annehmbar gefunden haben, zum Beispiele mein Vetter Carl Siebert, der mich vor etlichen Jahren heimgeführt. Warum glaubten Sie, daß ich bis jetzt sitzen geblieben sei? Denn, erlauben Sie mir, für ein Fräulein wäre ich doch etwas bejahrt."

Ludwig blickte sie wehmüthig an und sprach: „So schön, so liebenswürdig, so geistvoll und — schon verheirathet!"

„Und wenn Sie wüßten wie lange!" versetzte sie, und all' ihre Munterkeit und ihr guter Humor hatten sich wieder eingefunden.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte Ludwig, „es wäre besser gewesen, wenn Sie die Gewogenheit gehabt hätten, uns das früher mitzutheilen."

„Haben Sie danach gefragt? Mit welchem Rechte durfte ich Sie mit meinen Familienangelegenheiten behelligen?“ war ihre schlagfertige Entgegnung.

Er sagte nur noch: „O gnädige Frau!“ und empfahl sich ehrerbietig; ihr aber, seltsam, ihr verging dabei ganz und gar die Lust, über den sonderbaren Herrn zu lachen.

Sie eilte ihm nach, erreichte ihn, als er eben die Schwelle betrat, sie sagte herzlich und warm: „Leben Sie wohl, Herr von Gemperlein!“ und bot ihm zum Abschied die Hand. Ludwig wandte den Kopf und that, als ob er es nicht sähe, er grüßte nur noch einmal tief, und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Im Vestibule kam, aus ihrem zu ebener Erde gelegenen Schreibzimmer tretend, Frau von Siebert dem Freiherrn entgegen.

„Ja, was machen denn Sie hier?“ fragte die Excellenz. „Warum kommen Sie denn selbst? Ihr Abgesandter hat schon Bescheid erhalten.“

„Wen meinen Ihre Excellenz?“

„Den Fritz mein' ich. Er war da vor einer halben Stunde — als Freiwerber für Sie.“

„Für mich?!“

„Und was für Einer! Wenn Sie einmal wieder heirathen wollen — sprechen Sie ja nicht

selbst — lassen Sie den Fritz für Sie sprechen. Ich war ganz erschüttert — bedauerte nicht wenig, sagen zu müssen: Es ist zu spät!"

Ludwig faßte sich mit beiden Händen an den Kopf: „Dieser Friedrich! Das ist ein Mensch!" rief er.

Aus seiner Stimme klang eine so mächtige Rührung, daß die Excellenz förmlich davon ergriffen wurde; sie suchte sich der ihr unangenehmen Empfindung rasch zu entziehen, trat dicht vor Ludwig hin, zupfte ihn am Ohr und sagte: „Nichts für ungut! Fast thut's mir leid, daß wir Euch den Streich gespielt. Die Clara wollte ohnehin nicht d'ran; aber ich habe sie gezwungen, ich mußte Rache haben für meine Gais."

„Euer Excellenz!" entgegnete Ludwig, „ich kann Ihnen die Versicherung geben: es war ein Bock."

„Mag es gewesen sein was immer — das Jagdvergnügen an meiner Grenze will ich Eurem Förster versalzen."

Damit schieden sie. — —

Ein paar Monate nach diesem Ereignisse begannen die Brüder abermals allerlei Heirathsprojecte zu schmieden.

„Du solltest doch endlich heirathen!" sagte von

Zeit zu Zeit Einer zu dem Anderen. Sie stellten manchmal Betrachtungen über ihr Schicksal an.

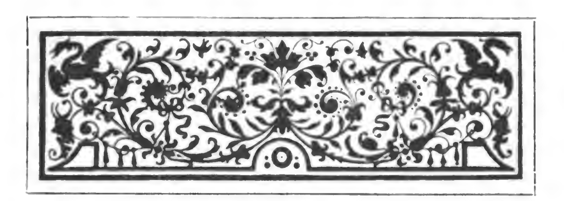
„Es ist wirklich sonderbar,“ meinte Ludwig. „Als ich mit der Aepelblüh Ernst machen wollte, trat sie gerade an den Traualtar, und als wir daran dachten, jene Nichte zu unserer Hausfrau zu machen, war sie bereits seit zehn oder wie viel Jahren verheirathet, und ich müßte mich sehr irren,“ fügte er geheimnißvoll hinzu, „wenn sie nicht auch schon Nachkommenschaft besaß.“

Friedrich bemerkte, daß sich im Leben, mit mehr oder weniger Unterschied, doch Alles wiederhole. Sie seien einmal bestimmt, die erstaunlichsten Liebesabenteuer zu haben; unter den vielen, die ihnen noch bevorständen, werde sich schon dasjenige finden, das in den Hafen der Ehe führt.

Trotz dieser Voraussicht und trotz des guten Vorsatzes, ihren Stamm in Ehren zu erhalten, hat keiner der Brüder sich vermählt. Sie sind hinübergegangen, ohne einen Erben ihres Namens zu hinterlassen, und so ist denn, wie so vieles Schöne auf dieser Erde, auch das alte Geschlecht Derer von Gemperlein — erloschen.



Nach dem Tode.



Still, mein guter Fürst! Sie wissen, ich halte die Liebe für das grausamste von allen Mitteln, welche die zürnende Gottheit erfunden hat, um ihre armen Geschöpfe heimzusuchen. Wäre sie jedoch, wie Sie behaupten, das Schönste, das es auf Erden giebt, dann würde es Ihnen in meiner Gegenwart vollends verboten sein, ein Glück zu preisen, das ich niemals kennen gelernt habe."

Fürst Klemens stieß einen Seufzer aus, der ein minder kaltblütiges Wesen als Gräfin Neumark gewiß gerührt hätte; er blickte zum Plafond empor und gab, aus scheinbarem Gehorsam, dem Gespräch eine andere Wendung: „Was halten Sie von Sonnbergs Bemühungen um Thekla?" fragte er: „Ich

bin von dem Ernste seiner Absichten überzeugt. Machen Sie sich darauf gefaßt: dieser Tage — morgen vielleicht, kommt er, wirbt um Ihre Tochter, und im Frühjahr fliegt das junge Paar über alle Berge."

„Möglich, möglich."

„Und — Sie?"

„Und ich fahre nach Wildungen."

„Sie werden sich dort sehr verlassen fühlen!" rief der Fürst triumphirend aus. „Sie werden zum ersten Mal die Langeweile, am Ende sogar die Sehnsucht kennen lernen. Sie werden sich sagen, daß Sie eines Wesens bedürfen, das Ihrer bedarf, und —" er richtete sich auf — „die Hand ergreifen, die ich Ihnen, wir wollen nicht fragen wie oft, angeboten habe. Seien Sie aufrichtig —" setzte er hinzu: „Könnten Sie wohl etwas Vernünftigeres thun?"

„Vernünftigeres," wiederholte die Gräfin langsam — „schwerlich."

„Nun denn!"

„Nun denn? Sie sprachen vorhin von Liebe und jetzt sprechen Sie von Raison? Das sind Gegensätze, lieber Freund."

„Keineswegs! Gegensätze lassen sich nicht ver-

binden, Liebe und Raison hingegen sehr gut; wir wollen es beweisen — Sie und ich!"

Marianne erhob das Haupt und richtete ihre glanzvollen Augen auf ihn; unter diesem Blicke fühlte Klemens seine Zuversicht schwanken, einigermaßen verwirrt und ohne rechten Zusammenhang mit seiner früheren Rede schloß er: „Früh oder spät, auch Ihre Stunde kommt."

„Beten Sie zu Gott, daß sie ausbleibe!" entgegnete die Gräfin munter. „Wenn eine alte Frau anfängt zu schwärmen, dann geschieht es gewiß zu ihrem Unglück und zu ihrer Schmach, für irgend einen undankbaren Phaon, irgend einen flüchtigen Aeneas. Stellen Sie sich vor, wie Ihnen zu Muthe wäre, wenn Sie mich fänden in Verzweiflung wie Sappho, oder — wie Dido, im Begriffe den Scheiterhaufen zu besteigen. Stellen Sie sich das vor!"

„Das kann ich mir nicht vorstellen," sprach der Fürst.

„Es wäre Ihnen zu gräßlich. Aber Sie können ruhig sein. Keine falschere Behauptung als die, jeder Mensch müsse im Leben wenigstens einmal lieben. Im Gegentheil, die wahre, die furchtbare Liebe, gehört zu den größten Seltenheiten und ihre Helden sind an den Fingern herzuzählen, wie überhaupt alle Helden. Mit jener Liebe hingegen, die

wir kleine Leute fähig sind zu fühlen, sind wir kleine Leute, wenn wir nur wollen und bei Zeiten zum Rechten sehen, auch fähig fertig zu werden."

Der Fürst streckte mit würdevoll ablehnender Gebärde die Hand aus, als wolle er diese Sophismen von sich weisen und antwortete: „Wir werden fertig mit ihr, oder sie wird fertig mit uns."

Abermals glitt ihr Blick über sein rundes Gesicht, über seine breiten Schultern, die so rüstig die Last eines halben Säculums trugen: „Das hat gute Wege, noch bin ich unbesorgt," sagte sie.

Der Fürst beendete den Wortstreit mit der Erklärung: zu überreden verstehe er nicht. Und in der That, dazu fehlte ihm das Talent und — die Gewissenlosigkeit. Ach, es ließ sich nicht leugnen, daß er trotz seiner verzehrenden Leidenschaft, besonders seit einiger Zeit, erstaunlich gedieh; ja, er mußte sich's gestehen, sogar in den Tagen, wo diese Leidenschaft am heftigsten gelodert, hatte sie nicht vermocht, ihm die Freude zu verderben an seinen Jagdpferden, an der zunehmenden Anzahl Hochwilds in seinen Thiergärten, an seinem ganzen fürstlichen Junggesellen-Hausstand auf dem Lande wie in der Stadt.

Klemens war nicht im Reichthum, sondern als ein aussichtsloser Sprosse der gänzlich unbegüterten

jüngeren Linie Eberstein geboren worden. Von Kindheit an für die militärische Laufbahn bestimmt, brachte er's bis zum Rittmeister, nach siebenundzwanzig, meist in elenden Garnisonen verlebten Jahren. Im Verlaufe derselben lernte er alles Mißliche des durch „unfreie Association" gebildeten Standes aus dem Grunde kennen, setzte dem jedoch den ruhigen Gleichmuth eines aufrechten Mannes entgegen und verstand es, die etwas schiefe Stellung des zugleich vornehmsten und ärmsten Offiziers im Regimente mit würdevollem Takte zu behaupten. Der brave Schwadrons-Commandant stand bereits in reifem Alter, als eine Reihe von unerwarteten Todesfällen, die Verzichtleistung eines näheren Agnaten, die Mißheirath eines anderen, ihn zum Eigenthümer des zweiten Majorats seines Hauses machte. Sofort verließ der Fürst den Militärdienst und widmete sich mit fast jugendlichem Eifer dem Dienste der großen Welt. Die Begeisterung, mit welcher er dort aufgenommen wurde, berauschte ihn anfangs, doch begann er nur allzubald an dem Werthe seiner Erfolge zu zweifeln. Die Frage, die einen geborenen Majoratsherrn, der sich ohne sein Erbgut so wenig denken kann, wie seine Seele ohne seinen Leib, nie beunruhigt, die Frage: „Was gelte ich?" bedrängte ihn und brachte ihn endlich um

alle Zuversicht, um all sein unbefangenes Selbstvertrauen.

Da zum ersten Male, trat ihm in schwüler Ball-Atmosphäre, umrauscht von den Klängen der Musik, umweht von Blumendüften, umstrahlt von Kerzenschimmer, die glänzende Gräfin Marianne von Neumark entgegen, und er schloß sich sofort der dicht gedrängten Reihe ihrer Bewerber an. Wohl hieß es, Marianne habe kein Herz, ihre Liebenswürdigkeit sei werthlos, denn sie bestehe nur in Worten und werde gleichmäßig an alle, die ihr nahten, verschwendet; aber dennoch vermochte keiner, der einmal von ihrem Zauber berührt worden, sich ganz aus demselben zu lösen. Der Fürst war kaum in den Bereich von Mariannens Anziehungskraft gelangt, als er sich mächtig ergriffen fühlte. Mit geradezu blendender Klarheit leuchtete es ihm ein, er habe das Weib gefunden, das für ihn geschaffen sei, und vierzehn Tage nach ihrer ersten Begegnung stellte er sehr beklommen, sehr bewegt — wenn auch nicht ohne Siegesgewißheit — seinen Heirathsantrag.

Er wurde ausgeschlagen, und Eberstein kränkte sich, zürnte, verlangte die Gründe der erlittenen Abweisung zu kennen. Mit sanfter Ruhe setzte Marianne ihm dieselben auseinander, und es waren

lauter triftige Gründe: Sie hatte sich an Unabhängigkeit gewöhnt, sie taugte nicht mehr für die Ehe, längst stand bei ihr fest, daß ihr Töchterchen keinen Stiefvater erhalten durfte ... Und so weiter!

Klemens reiste nach England, kehrte von dort erst zur Winterszeit zurück und stürzte sich nach seiner Heimkehr mit erneuerter Unerschrockenheit in die große Welt. Man sah es ihm an den Augen an, es verrieth sich in jedem seiner Worte, daß er entschlossen war, aus diesem Fasching als Bräutigam hervorzugehen. Aber — wieder erwachten seine Zweifel, wieder stellte die Ernüchterung sich ein. Die Wahl war zu groß um nicht schwer zu sein, ein erster Schritt zu bindend, um nicht reiflichste Ueberlegung zu fordern. Die Unternehmungslust des Fürsten sank von Neuem, als er von Neuem inne wurde, daß es sich nicht darum handle zu erobern, sondern erobert zu werden. Marianne traf er oft in Gesellschaft und ging dann mit stummem und feierlichem Gruße an ihr vorüber. Sie gefiel ihm wo möglich noch mehr als im verflossenen Jahre. Was waren Alle, deren Besitz ihm so leicht erreichbar gewesen wäre, im Vergleiche zu der Einen Unerreichbaren? Konnte man einem hübschen Gesichte Aufmerksamkeit schenken, nachdem man diesen klassischen

Kopf gesehen, in Haltung und Form, ja in jedem Zuge, dem der Venus von Milo so ähnlich? Konnte man dem Geschwätz eines Backfisches das geringste Interesse abgewinnen, nachdem man die Gräfin einmal sprechen gehört?

Auf einem Balle, dem Klemens und Marianne als Zuschauer beiwohnten, fügte es der Zufall, daß sie im selben Augenblick aus dem Tanzsaale in den luftigeren Raum eines anstoßenden Salons traten. Klemens verneigte sich wie gewöhnlich schweigend, sie dankte freundlich lächelnd, und doch schien ihm, als sei über ihr Gesicht ein Ausdruck leiser Trauer gebreitet, der ihn ergriff und ihm, halb gegen seinen Willen die Frage erpreßte: „Wie geht es Ihnen, Frau Gräfin?"

Sie antwortete unbefangen, und ein Weilchen später saßen sie nebeneinander auf dem Kanapee, in eifriges Gespräch versunken. Klemens wußte nicht mehr, daß sie ihm schweres Unrecht gethan, und als er sich dessen besann, da hatte sie sich soeben erhoben, reichte ihm die Hand und sagte: „Warum besuchen Sie mich nicht mehr? Ich bin zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags immer zu Hause."

Von nun an wäre jeder fehl gegangen, der den Fürsten zu jener Stunde anderswo gesucht hätte als im kleinen braunen Salon Mariannens. Er erschien

mit einem Lächeln und entfernte sich mit einem Seufzer auf den Lippen, täglich, den ganzen Winter hindurch. So ging es fort durch zwei, durch — zehn Jahre. Im Frühling reiste er nach seinen Gütern, sie nach den ihren; man sah einander erst im Herbste wieder, denn auf dem Lande liebte es Gräfin Neumark einsam zu leben und nahm keine anderen als die unentrinnbaren Besuche ihrer Nachbarn an. Von Zeit zu Zeit erneuerte Klemens seine Werbung und machte die Beobachtung, daß jeder ablehnende Bescheid, den er erhielt, ihn weniger schmerzte. Woran sich doch der Mensch gewöhnt! Es kam so weit, daß Marianne ohne grausam zu sein fragen durfte: „Wie ist mir denn? Nun sind anderthalb Jahre vergangen, in denen Sie nicht an meine Versorgung dachten. Ich scheine Ihnen reif geworden zur Selbständigkeit . . . O wie muß ich aussehen!“

Sie hatte gut lachen über ihr Alter; fast spurlos war die Zeit an ihr vorüber gegangen und hatte ihr kaum Einen Vorzug der Jugend geraubt. Ihr ganzes Wesen athmete die Frische, die nur denjenigen Frauen bewahrt bleibt, die niemals große Leidenschaften empfunden, niemals schwere Seelenkämpfe durchgemacht haben, und die, einem mehr oder minder unbewußten Selbsterhaltungstriebe

folgend, immer da nachzudenken aufhören, wo das Nachdenken anfängt weh zu thun.

„Sie ist gut," meinte der Fürst „und doch nicht zu gut, gescheit und doch nicht zu gescheit. — Mit ihr zu verkehren ist eine Wonne." Klemens fühlte das heute wie vor zehn Jahren. Und wenn er auch das Ziel seiner Wünsche nicht erreichte — die besten Stunden seines Lebens hat er hier in diesem kleinen traulichen Gemache, an diesem Kamine zugebracht, an dem er jetzt ihr gegenüber saß und einen Vortrag hielt über seinen Mangel an Beredtsamkeit.

Marianne, die Hände über einander gelegt, hörte ihm scheinbar zu. Sie mußte jedoch einen anderen Gedankengang verfolgt haben, denn plötzlich unterbrach sie seine Rede: „Und Sonnberg?" fragte sie. Haben Sie ihn heute schon gesehen? Kommt er Abends auf den Ball?"

„Wie sollte er nicht?" antwortete Klemens, „er ist ja sicher, Sie und Thekla dort zu finden."

„Sie gefällt ihm also, meinen Sie?"

„Gefällt? . . . Er ist entzückt von ihr, hingerissen, über und über verliebt! Verlassen Sie sich auf mich, ich wiederhole es: bevor diese Woche zu Ende geht, ist Thekla seine Braut."

Marianne war nachdenklich geworden; eine

Wolke lag auf ihrer Stirn, als sie nach einer Pause erwiderte: „Ich könnte für sie nichts Besseres wünschen."

„Ja, der ist's," meinte Klemens, „der ist's! Ein Schwiegersohn, recht nach Ihrem Herzen."

„Und ein Mann nach Theklas Kopfe," fügte die Gräfin hinzu.

Marianne war bei der Erziehung ihrer Tochter vornehmlich von der Sorge geleitet gewesen, in dem Kinde keine „Sentimentalitäten" und keine „Exaltationen" aufkommen zu lassen. Theklas Verstand sollte ausgebildet, und ihre Phantasie gezügelt werden. Wohlthätigkeit und Großmuth hatte man ihr als Anforderungen ihres Standes hinzustellen. Sie sollte geben lernen, reichlich, mit vollen Händen, niemals jedoch ohne Ueberlegung, vor Allem nie aus einer flüchtigen Wallung des Mitleids. „Wissen Sie warum, liebe Dumesnil?" sagte die Gräfin zu der Gouvernante ihrer Tochter, „weil jede Wohlthat mit Undank belohnt wird, und weil wir den leichter verschmerzen, wenn unser Gefühl mit der Handlung, die ihn hervorrief, nichts zu thun hatte."

„Ah madame, à qui le dites-vous?" antwortete Madame Zephirine Dumesnil, wie bei jeder

Gelegenheit, in welcher ihr der Sinn von Mariannens Reden völlig dunkel blieb.

Madame Dumesnil war eine trockene, auf ihren Vortheil bedachte Französin, die sich gegen Alles in der Welt, sogar gegen ihre Pflegebefohlenen, gleichgültig verhielt. Als aber Thekla heranwuchs, geläufig englisch und französisch sprach, ein brillantes Salonstück mit Sicherheit und Bravour auf dem Klavier vorzutragen verstand, wie ein Dämon zu Pferde saß, wie ein Engel tanzte und „un port de reine“ bekam, da gerieth ihre Erzieherin zu Zeiten in Ausbrüche einer seltsam kalten, jedes Wort sorgsam abwägenden Bewunderung für die junge Dame.

Plötzlich jedoch wurde sie sparsamer mit ihrem Lobe und dafür verschwenderisch mit leisen Warnungen, die sich sammt und sonders auf die Gefahren des Unbestandes bezogen. Die Comtesse, die bisher so manche Stunde des Tages am Klavier zugebracht, hatte nämlich begonnen ihr musikalisches Talent zu vernachlässigen und sich mit einer bei ihr ganz unerhörten Leidenschaftlichkeit auf die Malerkunst geworfen. Mit Mühe nur bewog man sie ihre Staffelei zu verlassen. Freilich bot diese meistens einen interessanten Anblick dar. Da begraste sich eine magere Kuh auf fetter, oder eine fette

Kuh auf magerer Weide; da schlich eine Ziege tiefsinnig durch die schauerliche Stille der Einöde, da ragte aus dem Abgrund eine schmale Klippe empor und auf derselben stand eine Gemse, mit Füßen, zusammengeschoben wie die eines in Ruhe gesetzten Feldsessels.

So oft Theklas Zeichenmeister erschien, hatte sie ihm ein eben fertig gewordenes Werk vorzuweisen. Herr Krämer warf sich in einen Fauteuil, der Staffelei gegenüber, spreizte die Beine auseinander, stützte die Ellbogen auf seine Schenkel und verschränkte die Hände. „Damit ich sie nicht über dem Kopf zusammenschlagen kann —," sagte er, blickte zuerst zu Thekla und dann zu dem neuentstandenen Kunstwerk empor und fuhr fort, während es gar sonderbar in seinem Gesichte zuckte: „Schau, schau unser Comtesserl! . . . Aber was macht denn die Bank mitten auf der „Straßen"? Ja so, ein Pferd ist's . . . Aha! — Also nur fort so — das heißt: ganz anders . . . ich mein' halt nur in der Ausdauer. Geduld überwindet Sauerkraut."

Madame Dumesnil warf ihm einen indignirten Blick zu, Thekla jedoch nahm Palette und Malerstock zur Hand und machte sich mit glühendem Eifer an die Arbeit. Krämer spaßte die ganze

Stunde hindurch, ergriff manchmal einen Pinsel, und über die Schulter seiner Jüngerin hinweg verwischte er die Hälfte des Bildes, an dem sie sich mit so großer Emsigkeit abmühte. Sie nahm es nicht übel, erhob keine Einsprache, und Madame Dumesnil, auf solche, ihr von Thekla nie erwiesene Unterwürfigkeit eifersüchtig, nahm den Maler „en horreur“.

Da ereignete sich eines schönen Wintermorgens etwas Ungeheures, etwas Unerhörtes. Madame Zephirine stürzte in das Schlafzimmer der Gräfin und legte eine Herrn Krämer gehörende Zeichnungsvorlage auf Mariannens Bett. Sie rief: „Madame, madame — voilà!“ und deutete mit „schauderndem Finger“ auf eine Zeile, die an den Rand des Blattes hingekritzelt, die Worte enthielt: „Haben Sie mich lieb?“ Daneben war von anderer, ach von schwungvoller, kühner, ach, von Theklas Hand, ein deutliches: „Ja!“ geschrieben.

Marianne starrte die unheilvollen Züge an, und ihr Gesicht wurde weiß, wie das Kissen, auf dem sie ruhte.

„Dieses Blatt,“ keuchte Zephirine; „dieses Blatt war bestimmt, heute dem Unverschämten übergeben zu werden . . .“

Marianne hemmte den Ausbruch von Madame

Dumesnils Zorn, dankte ihr bestens für die bewiesene Wachsamkeit und äußerte den Wunsch, allein gelassen zu werden.

Als Krämer, wie gewöhnlich zu spät, zur Unterrichtsstunde kam, wurde er an der Hausthür von dem Kammerdiener in Empfang genommen und anstatt nach Theklas Lehrzimmer, nach dem Salon geleitet. Schon das machte ihn stutzen, als er aber die Gräfin erblickte, die ihm mit dem corpus delicti in der Hand entgegen trat, ward ihm recht übel zu Muthe.

„Herr Krämer," begann Marianne mit gepreßter Stimme — „es ist unwürdig von Ihnen ..." Ihre hohe Erregung hinderte sie fortzufahren, und der burschikose junge Mann und die ruhige, weltgewandte Frau standen einander fassungslos gegenüber.

Er war's, der seine Geistesgegenwart zuerst wieder gewann.

„Frau Gräfin," sagte er, auf das Blatt deutend, das sie früher vor ihm empor gehalten und das jetzt in ihrer herabgesunkenen Rechten zitterte. — „Nehmen Sie's nicht übel, Frau Gräfin. Das Comtesserl ist immer so schön roth worden, wenn ich gekommen bin, und so hab' ich mir halt einen Spaß gemacht. Einen schlechten Gedanken hab' ich

dabei nicht gehabt. Nehmen Sie mir's nicht übel," wiederholte er treuherzig.

Marianne sah ihn an, und zum ersten Male fiel es ihr auf, daß Herr Krämer ein hübscher Mensch war, mit gewinnenden Augen und mit offenem Gesichte. Das ihre verfinsterte sich immer mehr, und nach einer neuen peinlichen Pause sprach sie: „Meine Tochter nimmt von heute an keinen Unterricht im Malen mehr . . ."

Er fiel ihr rasch ins Wort. „Das ist gescheit! denn, wissen Sie, Frau Gräfin, Talent hat sie gar kein's. Es ist schad' um die Zeit. Ich hätt' Ihnen das eigentlich schon lang' sagen sollen, aber ich hab' mir halt gedacht, bei Ihres Gleichen kommt es ja nicht darauf an."

So großer Unbefangenheit gegenüber erlangte Marianne, wenigstens scheinbar, ihren Gleichmuth wieder. Mit einigen kalt verabschiedenden Worten reichte sie Herrn Krämer seine Zeichnungsvorlage, von der Theklas „Ja" natürlich weggetilgt worden war, und ein wohlgefülltes Couvert.

Dem Maler schoß das Blut ins Gesicht; er senkte einige Sekunden lang den Blick auf das inhaltreiche Päckchen in seinen Händen und sagte dann: „Schauen Sie, Frau Gräfin, das kann ich nicht annehmen . . . Das hab' ich nicht verdient."

Resolut legte er das Geld auf den Tisch, bat „dem Comtesserl" einen Gruß von ihm auszurichten und ging seiner Wege.

Hätte Herr Krämer nicht so große Eile gehabt den Platz zu räumen, und sich in der Thür umgewandt, ihm würde ein Anblick zu Theil geworden sein, dessen sich Niemand aus der nächsten Umgebung der Gräfin rühmen konnte. Er hätte die Frau, die man empfindungslos nannte, dastehen gesehen, bebend, gebeugt, das Gesicht von Thränen überströmt. — —

Abends hatte Madame Dumesnil wie gewöhnlich die aus dem Theater kommenden Damen mit dem Thee erwartet. Marianne trat vor den Pfeilerspiegel um ihre Coiffüre abzunehmen. Sie stand abgewandt von ihrer Tochter, die sich in einem Fauteuil niedergelassen hatte, und auf deren Gesicht das Licht der von einem Schirme halb bedeckten Lampe fiel. Jeden Zug, jede Bewegung desselben konnte Marianne deutlich im Spiegel sehen.

Nach einigen Bemerkungen über die heutige Vorstellung, sprach die Gräfin in gleichgültigem Tone: „Unter anderem: der Zeichenlehrer hat abgedankt. Er gedenkt nicht länger seine Zeit mit unserer Thekla zu verlieren . . . Er meint, Du hättest kein Talent, armes Kind."

Theklas Augen sprühten helle Zornesfunken, die Röthe des Unwillens flammte auf ihren Wangen; ihre zuckenden Lippen öffneten sich wie zu rascher Antwort, aber — sie schwieg. Sie warf den Kopf mit einer stolzen Bewegung in den Nacken und — schwieg.

Nach einer kleinen Weile war Marianne mit ihrer Coiffüre zu Stande gekommen, setzte sich an den Tisch und ließ sich mit Madame Dumesnil in eine lebhafte Erörterung der neuen Kleidermoden ein, an welcher Thekla nicht theilnahm.

Das junge Mädchen befand sich zwei Tage lang in empörter Stimmung, dann verfiel sie in Melancholie, die nach abermals zwei Tagen einer unbestimmten Empfindung Platz machte, halb Groll, halb Reue, ganz und gar: Unbehagen. Noch waren nicht vier Wochen ins Land gegangen seit Herrn Krämers improvisirter Liebeswerbung, als die kleine Gräfin sich ihres so rasch ertheilten Jawortes nur noch mit Entsetzen erinnerte, und ein halbes Jahr hindurch konnte sie von ihrem, oder von einem Zeichenlehrer überhaupt nicht sprechen hören, ohne vor Scham an Selbstmord zu denken.

Einen tiefen, ja, wie Madame Dumesnil meinte, unbegreiflich tiefen Eindruck, machte diese Episode im Jugendleben Theklas auf ihre Mutter.

Das kleine Ereigniß, es ist nicht anders möglich, muß die Gräfin zu einem Rückblick in ihre eigene Vergangenheit veranlaßt, muß schmerzliche Erinnerungen in ihr geweckt haben, dachte die Französin. Sie besann sich jetzt des halb vergessenen Gerüchtes, Marianne habe dereinst einen Menschen geliebt, der ihrer in keiner Weise würdig war; einen Mann von vielem Geiste, scharfem Verstande, aber zweifelhaftem Rufe, der die Phantasie des jungen Mädchens zu fesseln, ihr Herz zu gewinnen wußte und sich plötzlich — sehr zur Beruhigung ihrer Eltern — von ihr abwandte, um ein mit Ostentation zur Schau getragenes Verhältniß mit einer stadtkundigen Schönheit einzugehen. Es gab Leute, die behaupteten, vielleicht ohne es selbst zu glauben, die Gräfin habe ihre Neigung für Hans von Rothenburg niemals ganz überwunden. Diese schlecht belohnte Liebe habe Zeit und Entfernung, habe Mariannens Ehe mit einem ehrenwerthen Manne überdauert und den einzigen Schatten geworfen, der jemals in ihr glückliches Dasein fiel. Was an alledem Wahres sei, erfuhr die neugierige Dumesnil nie, und blieb in dieser Sache auf die Gedanken angewiesen, welche sie sich selbst darüber machte. Nahrung gab ihnen allerdings die Unruhe, in die Marianne durch Theklas kindische Herzens-

verirrung versetzt wurde. So ängstlich behütet man ein geliebtes Haupt nur vor selbst erfahrenem Uebel. Die Gräfin stand Nachts auf und wachte stundenlang am Bette ihrer schlafenden Tochter. Sie führte eine strengere Controle denn je, über die Bücher, die Thekla las, über die Musikstücke, die sie spielte, einen lebhafteren Kampf denn je gegen Ueberspanntheit und Schwärmerei. Und sie mußte sich endlich sagen, daß dieser Kampf siegreich gewesen war.

Mit achtzehn Jahren trat Thekla in die Welt, gefiel außerordentlich, und bewegte sich in der neuen Umgebung wie in ihrem ureigensten Elemente. Nichts blendete, nichts überraschte sie. Ruhig nahm sie die Huldigungen hin, die ihr dargebracht wurden, lächelte über den Neid minder Bevorzugter, und hielt mit kühler Majestät Jeden fern, der sich aus einer weniger glänzenden Sphäre hervor, in die ihre wagte.

Einige „sehr annehmbare" Bewerber waren von Thekla bereits ausgeschlagen worden, als Paul Sonnberg zum ersten Male in der Gesellschaft erschien. Ihm ging der Ruf eines Mannes voran, der zu einer großen Laufbahn bestimmt sei. In

seinem Leben war Alles anders gewesen als in dem der meisten seiner Standesgenossen. Eine Jugend voll Arbeit und Mühen lag hinter ihm. Er hatte als Kind die öffentlichen Schulen besucht und dann eine deutsche Universität bezogen.

„Obwohl er Ihr einziger Sohn, der einzige Erbe eines großen Vermögens ist?" sprachen die Leute zu seinem Vater.

„Weil er das ist," lautete die Antwort. „Vermögen ist Unvermögen in der Hand eines Menschen, der nichts vermag. In meiner Hand zum Beispiel, in der Euren!"

Schwer lastete auf dem alternden Manne das Bewußtsein, den Anforderungen der neuen Zeit, die für ihn unversehens hereingebrochen war, nicht genügen zu können. Das Gefühl der Ohnmacht, das ihn niederdrückte, sollte sein Sohn niemals kennen lernen; gerüstet sollte der in das streitbare Leben treten, arbeitsgewohnt in die thätigkeitsfrohe Welt. Der Vater meinte ihn nicht zeitig genug auf eigene Füße stellen, auf eigene Kraft anweisen zu können.

„Es mußte sein! es geschah für ihn!" damit tröstete der Graf sich und seine Frau nach dem Abschied von dem geliebten Kinde, das ihnen — eine

spät erfüllte Hoffnung — noch im Alter geschenkt worden war.

Paul verstand die Wünsche und Erwartungen der Seinen und übertraf sie alle. Jahr um Jahr kehrte er zurück, reicher an errungenen Ehren. Daheim empfing ihn vergötternde Liebe; die Mutter lebte auf, der Vater vermochte kaum sein Entzücken über den herrlichen Sohn hinter still billigendem Ernste zu verbergen; alle Gesichter verklärten sich, das ganze Haus schimmerte im Freudenglanze. Wie ein verwunschener Prinz in den Tagen der Entzauberung zu seinem Königreiche kommt, so kam auch Paul für kurze Zeit in den Besitz seiner angestammten Rechte. Nach absolvirter Universität ging er nach England, um dort Agronomie zu studiren, und traf endlich, heiß und ungeduldig ersehnt, zu bleibendem Aufenthalte im Elternhause ein. Nun hieß es zeigen, was er gelernt hatte! es hieß Neuerungen einführen, die wirthschaftlichen Zustände seines Erbgutes verbessern, der ganzen Gegend ein Beispiel geben zu heilsamer Nachahmung. Der stumpfe Widerstand, der seinem Eifer, das Mißtrauen, das seinem guten Willen entgegengebracht wurden, entmuthigten ihn nicht — lange nicht! Als er aber nach Jahren rastlosen Fleißes immer wieder an die eingebildete und doch unübersteigliche

Scheidewand zwischen Theorie und Praxis anrannte, als jeder seiner Erfolge mit Spott, jeder seiner Mißerfolge mit Schadenfreude begrüßt wurde, da riß ihm die Geduld, und Ueberdruß stellte sich ein. Dieser wurde noch erhöht durch die Unsicherheit der allgemeinen Lage, durch die trostlosen Verhältnisse des ganzen Landes. Oesterreich stand damals am Abgrund, an den die Sistirungspolitik es geführt; im Innern war der Hader der Nationalitäten entbrannt, von außen drohten Kämpfe auf Leben und Tod.

In der Ehe, die Paul, den heißesten Wunsch seiner Eltern erfüllend, mit ihrer Ziehtochter, einer armen Verwandten geschlossen hatte, fand er kein Glück. Seine junge Frau war von ihm niemals geliebt worden, und er fühlte sich durch ihre Liebe nur gequält. So war ihm der Aufenthalt in der Heimath in jeder Weise vergällt, und freudig beinahe, als die Kriegsanzeichen sich mehrten, eilte er nach Wien und ließ sich als gemeinen Soldaten in ein Regiment anwerben, das eben nach Italien abmarschirte. Auf dem Wege erreichte ihn die Nachricht, daß ein Töchterchen ihm geboren sei, und daß er seine Frau verloren habe.

Nach beendetem Feldzuge quittirte Paul die

Officiersсharge, zu welcher er auf dem Schlachtfelde von Custozza befördert worden, und nahm im Reichsrathe seinen Platz unter den Männern der Opposition ein. Sein Wissen, die Energie, mit welcher er seine Meinungen vertrat, erregten Aufmerksamkeit. Daß er ideale Zwecke verfolgte, setzte man auf Rechnung seiner Jugend; daß er freisinnige Politik trieb, wurde als eine Art Sport angesehen und dem Edelmanne verziehen, der den Augenblick schon finden werde, in die rechte Bahn einzulenken. In der Gesellschaft sicherten ihm seine Geburt und sein Vermögen eine bevorzugte Stellung. Aber sein Fuß war zu schwer für den parkettirten Boden des Salons. Er hätte die große Welt bald geflohen, wäre nicht Thekla darin zu finden gewesen. Wenn je zwei Menschen, so waren die für einander geboren, urtheilte ihre Umgebung. Beide zu gleichen Ansprüchen berechtigt, beide jung, schön, hochbegabt, mit Glücksgütern reich gesegnet. Namen, Rang, Verhältnisse in vollkommenster Uebereinstimmung. Mit der Unbefangenheit eines Mannes, der eine Zurückweisung nicht besorgt, legte Sonnberg seine Bewunderung an den Tag; mit sichtbarem Wohlgefallen wurde sie aufgenommen. Alle anderen Bewerber Theklas traten zurück, und jede leise Hoffnung auf die Gunst der Gefeierten erlosch, als man

Paul dem Fürsten Eberstein auf die Frage: „Wie gefällt sie Ihnen?“ antworten hörte:

„Wie das Schönste, das ich jemals sah!“

Der Ball, auf dem Fürst Klemens eine entscheidende Wendung seines Schicksals zu erleben hoffte, ging zu Ende; er war der letzte und zugleich der glänzendste dieser Saison. Marianne erwartete nur den Schluß des Cotillons, um das Fest zu verlassen, und dieselbe Absicht hatte Sonnberg ausgesprochen, der an ihrer Seite sitzend dem Tanze zusah. Sie führten ein eifriges Gespräch, das die Gräfin von allgemeinen Gegenständen auf besondere, und endlich auf persönliche zu lenken verstand. Paul bemerkte bald, daß er einem kleinen Verhör unterzogen wurde, doch geschah dies in so freundlich theilnehmender Weise, daß es unmöglich war, auf eine Frage die Antwort schuldig zu bleiben. Besonders warm und herzlich lauteten die Erkundigungen Mariannens nach den Eltern Sonnbergs und nach seinem Töchterchen; sie wollte wissen, ob die Kleine ihrer verstorbenen Mutter ähnlich sehe; sie wollte etwas hören von ihrer Gemüthsart, ihren Eigenthümlichkeiten.

Ein überlegenes Lächeln umspielte seinen Mund,

und er entgegnete: „Sie lag in Windeln, als ich sie zum letzten Male sah; ich kann Ihnen demnach über das Aeußere der jungen Person nichts verrathen. Ihre Eigenthümlichkeiten aber, ihre Gemüthsart werden wohl die der Leute ihres Alters sein."

„Und die ihrer eigenen kleinen Individualität."

„Individualität? Ich denke, daß sie noch keine hat. Zu drei Jahren sind alle Kinder einander gleich."

„Nicht zwei," sprach die Gräfin bestimmt, „auf der ganzen Erde nicht zwei!"

„Wahrhaftig?" versetzte er zerstreut. Sein Auge verfolgte mit dem Ausdruck eifersüchtigen Entzückens die schöne Thekla, die jetzt in den Armen ihres Tänzers an ihm vorüber wirbelte.

Marianne verglich die heiße Leidenschaft, die aus seinen Blicken funkelte, mit der Kälte, die sie angefröstelt hatte, als er von seinen Eltern, seinem Kinde sprach und dachte: — Was für eine Art Mensch bist Du eigentlich? Es liegt etwas Unfertiges, Unaufgeschlossenes in Dir. — Ah! tröstete sie sich, er hat zu viel in Büchern gesteckt; er kennt das Leben nicht. Die Schule und ein einsames Schloß auf dem Lande, das war bisher seine ganze Welt. Er steht zum ersten Male im Menschen-

gewühl, und mit all seiner Weisheit ist er doch nur ein Neuling darin. Aber — wo hat er Wurzeln geschlagen? Was ist sein eigentliches Element? Die Familie nicht, er scheint sehr gleichgültig gegen Alle, die ihm angehören. Wahrlich, ein Mann, der Mariannen auf dem Balle von den Süßigkeiten des Familienlebens vorgesäuselt hätte, wäre ihr lächerlich vorgekommen; aber so trocken wie dieser Sonnberg es that, sollte Niemand diejenigen abfertigen, die ihn an die Seinen erinnern.

Die Gräfin sah ihn von der Seite an: — Verwöhnt wurdest Du, das ist's! Zuerst durch das Glück, das Dich mit Talent reich ausgestattet hat und mit Mitteln, es geltend zu machen, dann durch übergroße Liebe. Als eine Last empfindest Du sie und meinst genug zu thun, wenn Du sie nur duldest, nur erträgst.

Wieder betrachtete sie ihn, forschend, aufmerksam. Sein Gesicht drückte die höchste, erwartungsvollste Spannung aus. „Wahltour!“ hatte der Vortänzer gerufen — Thekla, eben erst an ihren Platz zurückgeführt, erhob sich. Mehrere junge Leute eilten herbei, umringten sie, und jeder flehte: „Wählen Sie mich! — mich!“ Sie schüttelte verneinend den Kopf; der Kreis, der um sie geschlossen worden war, theilte sich, und sie ging, an all' den

Enttäuschten vorbei, langsam, in gleichmäßigen Schritten die Breite des Saales durchschreitend, auf Sonnberg zu. Und nun, anmuthig und stolz in ihrem duftigen Gewande, die Wangen rosig angehaucht, die herabhängenden Hände leicht in einander gelegt, stand sie vor ihm und grüßte ihn mit einem kaum merkbaren Neigen des Hauptes. Er sprang auf — aus seinem Antlitz war alle Farbe gewichen — er zitterte, ja, er zitterte! wie nach Athem ringend hob sich seine Brust . . . Im nächsten Augenblicke jedoch hatte er sich gefaßt, umschlang die reizende Gestalt, und sie flogen im raschen Takte der Musik dahin, von allen, die sich in dem leuchtenden Saale lebensdurstig und lebensfreudig im Tanze bewegten, das schönste Paar.

An der Seite dieses Mannes nahm sich Mariannens blühende Tochter beinahe schmächtig aus, aber friedliche Ruhe lag auf ihrer Stirn, gleichmüthig wie immer glänzten ihre klaren blauen Augen, während die seinen zu glühen schienen, und sein ganzes Wesen eine gewaltige, tiefe, selige Verwirrung verrieth.

Die Gräfin fühlte die bange Sorge schwinden, die ihr Herz beklemmt hatte. — Die wird ihn nicht verwöhnen, sagte sie zu sich selbst, der zweiten Frau wird er sich beugen! . . .

Ein hagerer, hochgewachsener Mann, der sich ihr näherte, unterbrach sie in ihren Betrachtungen.

„Er tanzt!" sprach er, auf Sonnberg deutend, „die Statue des Comthurs steigt von ihrem Piedestal herab und tanzt!"

Marianne wandte sich langsam beim Klange der wohlbekannten Stimme und entgegnete: „Das ist weniger verwunderlich, Herr von Rothenburg, als daß Sie kommen, um ihr zuzusehen."

„Deshalb komme ich auch nicht, sondern um, wie gewöhnlich, meine Betrachtungen zu machen beim Schluß unserer Carnevals-Ausstellung, unseres Kindermarktes von Bethnall-Green."

Die Gräfin zuckte schweigend mit den Achseln; er nahm ohne Umstände Platz neben ihr und fuhr fort: „Immer dasselbe, nicht wahr? Angebot und Nachfrage stimmen niemals überein."

Wie Kurzsichtige pflegen, zog er seine kleinen tiefliegenden Augen zusammen und fixirte Marianne mit eigenthümlich scharfem Blicke.

„Was fehlt Ihnen, Frau Gräfin? Sie sind aufgeregt. Sollte das Ereigniß, das bevorsteht in Ihrer Familie, sich Ihrer unbedingten Zustimmung nicht erfreuen?"

Sie versuchte nicht Unbefangenheit zu heucheln und zu thun, als verstände sie ihn nicht. Sie

antwortete einfach: „Es ist keineswegs ausgemacht, daß überhaupt ein Ereigniß bevorsteht.“

„Um so besser dann,“ sprach er.

„Warum?“ fragte Marianne befremdet.

Er lachte: „Warum? Bin ich der Mann, von dem man Gründe fordert? . . . Und wenn ich von meinem ahnungsvollen Gemüthe spräche, würden Sie mir glauben?“

Eine kleine Pause entstand, dann sagte Marianne wie mit plötzlichem Entschlusse: „Was haben Sie gegen den Grafen Sonnberg?“

Rothenburg antwortete spöttisch: „Alles. Daß er jung ist, daß er reich, schön, vornehm ist, daß er . . .“

„Den Ruf eines gescheiten Mannes besitzt,“ ergänzte die Gräfin in demselben Tone.

„Den ihm alberne Leute gemacht haben — und der deshalb unerschütterlich ist. Uebrigens,“ fuhr er ernsthaft fort, „glauben Sie nicht, daß ich ihn unterschätze. Er besitzt ein kostbares und trotz der Behauptung unserer Psychologen äußerst seltenes Gut: eine Seele. Vorläufig ist ihm das noch ein Geheimniß — er weiß es nicht. Aber der Augenblick wird kommen, in welchem er's erfährt, und dieser wird für ihn ein entscheidender sein.“

Mit gesenktem Haupte hatte Marianne seinen Worten gelauscht, die beinahe völlig ihre eigenen Gedanken aussprachen.

„Sie rathen mir also —“ fragte sie zögernd.

„Zu mißtrauen!“ rief er, „dem Schicksal immer dann am ängstlichsten zu mißtrauen, wenn es ein ungetrübtes Glück zu verheißen scheint. Die boshaften Mächte, die über dem Menschendasein walten, geben entweder den Durst oder die Labe, das Schwert oder die Faust, die es führen könnte; sie geben jenem den Wunsch, diesem die Erfüllung, und wo ich äußere Uebereinstimmung sehe, weiß ich auch: hier ist innerer Zwiespalt.“

„Etwas geb' ich zu von alledem,“ sprach Marianne, „ohne deshalb an Ihre „boshaften Mächte“ zu glauben. Und — vollkommenes Glück! wer denkt daran?“

„Nicht wahr?“ rief er, „besonders in unserem tugendreichen Zeitalter, das jedes andere Glück verbietet als das pflichtmäßige.“

„Das haben frühere Zeitalter wohl auch gethan.“

„O nein! Als noch Leidenschaft, Kraft und Muth auf Erden herrschten, da war es anders. Naivetät entschuldigte die Schuld. Munter verübten die alten Götter ihre Frevel, und die Menschen

ahmten ihnen unbefangen nach. Wenn Antonius und Kleopatra sündigten, applaudirten zwei Welttheile. Jetzt schleicht die Sünde lichtscheu umher, und feige Reue heftet sich an ihre Fersen. Wir, denkende Schwächlinge, entnervt durch die Reflexion, wir verstehen auch das schönste Verbrechen nicht mehr zu genießen."

„Verbrechen genießen? . . . Das sind wieder ganz Sie selbst!" sagte Marianne.

Die Gereiztheit, die aus ihrer Stimme klang, schien Rothenburg ein lebhaftes Vergnügen zu machen. „Immer nur ich! Mehr denn je!" scherzte er, „seitdem die einzige Hand, die sich zu meiner Rettung ausstreckte, mich aufgegeben hat — völlig aufgegeben. Nicht wahr?"

Marianne begegnete seinem höhnisch herausfordernden Blick; ein Ausdruck unerbittlicher Strenge lag auf ihrem Gesichte; ihre Augen glänzten wie im Bewußtsein eines Sieges, und sie sprach gelassen: „Sie haben sich eben theilnehmend und besorgt um Theklas Wohl gezeigt, was treibt Sie, diesen guten Eindruck zu verwischen?"

„Mein böser Dämon vermuthlich," antwortete er in leichtfertigem Tone. „Aber lassen wir das. Frieden also und ewige Freundschaft!"

„Frieden," wiederholte sie nachdrücklich, „so

guten, als Sie fähig sind zu halten. — Da kommt Thekla!"

Marianne erhob sich und ging ihrer Tochter entgegen, die am Arme des Fürsten Klemens auf sie zugeschritten kam. Einen Augenblick starrte ihr Rothenburg finster nach: „Doch schade!" murmelte er zwischen den Zähnen, dann wandte er sich um, mit einer Bewegung, als gälte es, eine unbequeme Last abzuschütteln, und verschwand in der Menge, die den Gemächern zuströmte, in denen das Souper aufgetragen worden.

Die kleine Gesellschaft, die sich noch im Ballsaale befand, schickte sich an, ihn zu verlassen. Sie bestand aus der Gräfin und ihrer Tochter und aus Eberstein und seinem Neffen. Dieser, ein junger Mann mit rundem Kindergesichte, treuherzigen braunen Augen, weit aus einander stehenden Zähnen und einem dünnen lichtblonden Vollbärtchen, bot nun Thekla seinen Arm, während Marianne den des Fürsten annahm.

Das junge Paar ging dem älteren voran. Schüchtern und leise, dabei jedoch höchst eifrig sprach der kleine Graf zu seiner schweigenden Gefährtin.

„Er macht ihr Vorwürfe," sagte der Fürst, als sie über die blumengeschmückte Treppe der Halle

hinabgestiegen. „Er hat Ursache dazu; sein gutes Recht wäre gewesen, den Cotillon, den er mit ihr tanzte, auch mit ihr zu beschließen. Der arme Junge wartete so ungeduldig, daß sie ihm zurückkehre! Aber, als es endlich geschah, da wurde seine Aufforderung zur letzten Walzertour — abgelehnt. Ja, ja — abgelehnt! Majestätisch, wie sie sein kann, die junge Hexe, sprach sie: „Ich danke Ihnen — ich tanze heute nicht mehr . . .“

„Das hat Thekla gesagt?“ fragte die Gräfin erschrocken.

„Ja wohl!“ entgegnete Klemens fröhlich, „und mit einem Blick auf den glückstrahlenden Sonnberg, einem ernsten, huldvollen Blick; ich wollte, Sie hätten ihn gesehen! Verrathen Sie mich aber nicht!“ flüsterte er Mariannen zu.

Der Wagen war vorgefahren, die Damen stiegen ein. „Morgen also, um zwei Uhr, kommen wir,“ rief ihnen der Fürst noch zu, und die Equipage rollte davon.

„Warum sagen Sie wir?“ fragte Alfred, „wer begleitet Sie morgen zu der Gräfin?“

Klemens zog sein Cache-nez bis zu den Ohren hinauf und erwiderte kurz: „Sonnberg begleitet mich.“

„Wie, lieber Onkel — Sie machen sich zu

seinem Freiwerber?" sprach Alfred vorwurfsvoll — „Sie! . . . Und wissen doch . . ."

„Ich kann in dieser Angelegenheit keine Rücksicht auf Dich nehmen. Ich kann in dieser Sache nichts für Dich thun. Es war ein Unsinn, daß Du Dich in Gräfin Thekla verliebtest . . . Zum Teufel, ehe man sich verliebt, sieht man zu in wen?" Das Gespräch, das er heute Morgen mit Mariannen gehabt, kam dem Fürsten sehr zu Hülfe, und er schloß: „Mit dieser Empfindung mußt Du trachten fertig zu werden. Das kann man. Man muß nur bei Zeiten zum Rechten sehen."

Unterdessen hatte Paul, der seinen Wagen fortgeschickt, zu Fuße den Heimweg angetreten. Ihn lockte der Gang durch die schneebedeckten Straßen in der stillen Winternacht. Erquickt von der kalten Luft, die ihn anwehte, sog er sie tiefathmend ein und begann gewaltig auszuschreiten. Wie groß und weit war ihm das Herz! Als hätte ein Bann sich gelöst, der auf ihm ruhte, so fühlte er sich; als wären ungeahnte Fähigkeiten in ihm erwacht.

— Das ist das Glück! das ist die Liebe! — jauchzte es in seiner Brust. Was hatte er bisher für den Inhalt des Lebens gehalten? Einen Ehrgeiz, den Tausende besaßen, das Jagen nach Zielen, die andere so gut wie er erreichen konnten. Von

dem alles verklärenden Licht, von der Krone des männlichen Daseins, von der Liebe zu einem Weibe, davon hatte er nichts gewußt. Wohl war er angebetet worden von Kindheit an, hatte schwärmerische Neigungen eingeflößt, erwidert aber hatte er noch keine der liebevollen Empfindungen, die ihm entgegen getragen wurden. Und jetzt — wie aus dürrem Waldesboden die Lohe bricht, wie Feuerfluthen emporsteigen aus dem felsenstarrenden Berge, so flammte jetzt in seiner Seele die Leidenschaft plötzlich auf. Sie war erwacht, ein göttliches Wunder; das schöne Geschöpf, das er eben in seinen Armen gehalten, hatte sie geweckt, zu niemals geahnter Wonne ....

Eine Regung von Mitleid erwachte in ihm — wie ein Schatten zog die Erinnerung an seine verstorbene Frau durch sein Gemüth. Aber selbst dieser leichte Schatten, den eine trübe Vergangenheit über die leichtströmende Gegenwart gleiten ließ, verflog. Was ist eine wehmüthige Erinnerung im Augenblick der seligsten Erfüllung? . . . Vorbei! vorbei! Friede mit den Todten, und Glück und Macht mit den Lebendigen!

Am folgenden Tage, um zwei Uhr, ließen Eberstein und Sonnberg sich bei der Gräfin anmelden. Klemens trug eine Zeitlang die Kosten der Unterhaltung, gestand aber plötzlich, daß er heute nur gekommen sei um zu gehen, da eine Verabredung mit seinem Geschäftsmanne ihn an das andere Ende der Stadt rufe, und verabschiedete sich mit einem freudestrahlenden Blick auf Marianne und einem Blick voll väterlichen Wohlwollens auf Paul.

Von ihrem Fenster aus, das in den hellen, geräumigen Hof hinabging, hatte Thekla die beiden Herren kommen, und den Fürsten sich nun entfernen gesehen. Sonnberg war allein bei ihrer Mutter. Jetzt, ganz gewiß jetzt, stellt er seinen Antrag. Er sagt, daß er von Thekla dazu berechtigt sei. Eine Pause! eine halbe Minute Pause: Der Anstand will's und so gehört es sich. — Das Mädchen sah nach der Uhr auf dem kleinen Schreibtisch. Die halbe Minute war vorbei, und Mama spricht vielleicht in diesem Augenblicke: „Ich vertraue Ihnen die Zukunft meiner einzigen Tochter an . . .“ Die gute Mama! Theklas rosige Lippen, die sich soeben mit einem prächtigen Ausdruck muthwilliger Ueberlegenheit aufgeworfen hatten, verzogen sich ein klein wenig, wie die eines verwöhnten Kindes, dem man

ins Gewissen redet und das mit seiner Rührung kämpft. Ihre Pulse begannen rascher zu schlagen, eine nie gefühlte Bangigkeit beengte ihr die Brust. Sie erhob sich, trat an das Fenster und blickte hinab in den Hof.

Da steht Sonnbergs Equipage. Ein kleines dunkles Coupé, leicht und solid gebaut, vor Neuheit funkelnd. Der Kutscher sitzt steif auf dem Bocke, hält mit der rechten Hand den Stiel der Peitsche auf den Schenkel gestützt und in der linken die Zügel. Man sieht's ihm an, daß er lieber sterben als die Augen von seinen Pferden wenden würde. Ei, sie sind dieser Aufmerksamkeit wohl werth, die zierlichen Rappen mit ihren feinen Köpfen, ihren schlanken Hälsen, mit den geschmeidigen, stählernen Fesseln. Ihr seidenes Haar ist schwarz wie die Nacht, und wie Mondlicht schimmert sein Glanz. Sie stampfen mit spielender Grazie den Boden und blasen übermüthig die Nüstern auf als fühlten sie, daß ein Kennerauge auf ihnen ruhte .... Thekla hatte ihre Mutter oft ungeduldig gemacht durch die Behauptung: um zu wissen, was an einem Menschen sei, brauche sie nur — seine Equipage zu sehen. An das erschrockene: „Ich bitte Dich!" das Marianne bei dieser Gelegenheit auszustoßen pflegte, dachte Thekla jetzt und hielt in Gedanken eine kleine

Rede an ihre Mutter: „Sieh dorthin und wage es, mir Unrecht zu geben. Sieh diesen Wagen, dieses Gespann, diese Riemen, diese Schnallen! Ist das nicht alles korrekt und tadellos, pünktlich, charaktervoll? Auch Klemens hat englische Coupés und Pferde aus edelstem Blut, aber wie ist das alles zusammengestellt? Ohne rechten Geschmack, ohne die Strenge, die unerbittlich auf Sorgfalt bis ins Kleinste dringt. Der Weichling verräth sich überall!"

Sie wandte sich vom Fenster weg und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Ihre Phantasie zauberte ihr einen noch viel schöneren Anblick vor als den, welchen sie eben genossen: die Equipage der Gräfin Sonnberg, und bald auch das Palais, durch dessen Einfahrt diese Equipage rollte, während die Glocke dreimal anschlug und der dicke Portier sich ehrerbietig verneigte, in seinem rothen Pelze mit goldgesticktem Bandelier . . . Roth und gelb sind die Sonnbergischen Farben, das Wappen ist eine goldene Sonne, aufsteigend am purpurnen Horizont. Dieses Sinnbild prangt über dem Thore des majestätischen Bauwerks, eines Juwels alterthümlicher Architektur, des Palais, dessen Gebieterin sie werden sollte, Gebieterin des Gebieters und aller, die dem Gebieter dienten . . .

Thekla war an Reichthum und Behagen ge-

wöhnt, aber im Wittwenhause ihrer Mutter hatte sich allmälig ein Domestiken-Regiment und mit ihm so mancher Mißbrauch eingeschlichen. Es fehlte der kräftige Mann, der die Herrschaft in starken Händen hält. Graf Sonnberg wird das verstehen, er wird für die Ordnung und nach Außen für den Glanz seines Hauses sorgen. Den Mittelpunkt dieses Glanzes gedenkt Thekla zu bilden und von ihm umgeben sich der Welt zu zeigen, in der Stadt zur Winterszeit, im Sommer auf ihren Schlössern... Dort will sie leben wie der Adel im vorigen Jahrhundert auf seinen Schlössern zu leben pflegte, einen zahlreichen Freundeskreis gastfrei um sich versammeln, täglich neue Feste ersinnen, den Hasen jagen auf der Haide, den Hirsch im Walde und sich lächelnd der Zeiten erinnern, in denen sie in Wildungen zwischen ihrer Mutter und Madame Dumesnil saß und Weihnachtsjacken und Neujahrshauben für die armen Dorfkinder häkelte und strickte.

Die Uhr auf dem Schreibtische hob aus zum Stundenschlag . . . drei Uhr . . . die Unterredung zwischen dem Grafen und ihrer Mutter dauerte lang — was hatten sie einander zu sagen? . . . Ihr wurde angst — sollten alle ihre schönen Träume in Luft zerrinnen? . . . Aber da pochte es an der

Thür, der Kammerdiener erschien und sprach: „Die Frau Gräfin lassen bitten . . .“

Thekla fand ihre Mutter im kleinen Salon, an ihrem gewöhnlichen Platze, in ihrer gewöhnlichen Haltung, aber mit gerötheten Wangen, ja sogar mit leicht gerötheten Augen. In hoher Erregung schritt Sonnberg auf das junge Mädchen zu, er war sehr bleich, und seine Lippen bebten.

„Ihre Mutter theilt Ihr Vertrauen zu mir nicht, Gräfin Thekla,“ sprach er. „Sie verurtheilt mich zu einer Probezeit . . . Ich soll dienen um mein Glück. Sie will es.“

Thekla runzelte die Stirn, ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, und sie entgegnete leise, aber festen Tones: „Und was wollen Sie?“

Paul ergriff ungestüm ihre Hand: „Ich will mich bemühen,“ rief er, „die Probezeit möglichst abzukürzen . . .“

„Sie fügen sich also,“ sagte Thekla und schüttelte mißbilligend das Haupt.

„Ich füge mich, da ich die Zustimmung Ihrer Mutter nicht erzwingen, und noch viel weniger — Ihnen entsagen kann . . . Helfen Sie mir,“ flehte er leidenschaftlich, „helfen Sie mir den hohen Preis, den ich im Sturme erringen wollte, nun wenigstens nicht zu verscherzen! . . . Ich will alles lernen,

sogar geduldig sein, wenn Sie mir liebevoll zur Seite stehen, ich will alles thun, um mich allmälig Ihrer werth zu zeigen, — nicht nur zu zeigen, es zu werden, so sehr mir dies überhaupt möglich ist, denn ganz und völlig Ihrer werth ist kein Mann auf Erden — das weiß ich wohl."

Er sprach abgebrochen, hastig, und Thekla trat einen Schritt zurück, erstaunt, erschrocken über den Sturm heißer Empfindungen, der in ihm zu kämpfen schien. Seine Blicke ruhten auf ihr, beschwörend: Sprich! Antworte mir! . . . Aber Thekla verstand ihre glühende Sprache nicht, denn sie schwieg. Sie stand da um einen Ton blässer als gewöhnlich, sie dachte: Das ist peinlich; und als sie die gesenkten Augen erhob, war es nicht zu ihm, der darauf harrte wie auf die Erlösung, sondern zu ihrer Mutter — war es rathlos und hülfesuchend . . .

Marianne erhob sich, ging auf Sonnberg zu und legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm.

„Sie sind ein Kind, mein lieber Graf," sagte sie, „trotz Ihrer dreißig Jahre, trotz Ihres großen Verstandes."

„Ich liebe zum ersten Male, das macht jung in meinem Alter; es macht aber auch weich, nachgiebig und gehorsam . . . Ich kenne mich selbst

nicht mehr. — Sie haben ein Wunder gethan, Thekla!“ rief er und breitete die Arme aus. Einen Augenblick ruhte ihr Haupt an seiner Brust, im nächsten schon hatte sie sich losgemacht und war zu ihrer Mutter getreten, verwirrt, in großer Bestürzung.

„Thekla!“ wiederholte Sonnberg.

Marianne beeilte sich dem Vorwurf zu begegnen, der auf seinen Lippen schwebte: „Vergessen Sie nicht,“ sprach sie, „daß Menschen nur unbewußt Wunder thun. Es beängstigt sie, wenn man ihnen dafür dankt,“ setzte sie lächelnd hinzu.

In der Stadt ließ sich's Niemand nehmen, daß Paul und Thekla verlobt seien, daß ihr Brautstand nur noch, aus irgend einem unbekannten Grunde, nicht declarirt werde. In der That brachte Sonnberg täglich einige Stunden im Hause der Gräfin Neumark zu. Er fühlte bald, daß er Fortschritte machte in der Gunst Mariannens, und das beglückte ihn.

Thekla blieb sich immer gleich.

Vom Augenblick an, in welchem er in das Zimmer trat, war sie einzig und allein mit ihm beschäftigt, war freundlich und aufmerksam und

widersprach ihm nie; sie gewöhnte sich sogar, Urtheile zu wiederholen, die er gefällt hatte. Eine Zeitlang begnügte er sich mit diesem für ihn so schmeichelhaften Begegnen, nach und nach aber begann er hinter all dieser Rücksicht und Fügsamkeit große Kälte zu ahnen. Gräßlich durchblitzte ihn, glückvernichtend ein Zweifel an Theklas Liebe. Sein ganzes Wesen empörte sich dagegen, und wie einen Gedanken an erlittene Schmach wies Paul ihn von sich.

Aber einige Bitterkeit blieb doch zurück, ein unwiderstehlicher Wunsch, die Geliebte zu reizen, zur Ungeduld zu bringen, den heiteren Gleichmuth zu stören, der ihn anfangs entzückt hatte, und der ihm jetzt ein Frevel schien an seinen eignen Gefühlen, an der Sehnsucht, die er um sie litt, an der schwer erkämpften Geduld, zu welcher er sich zwang, er, so gewöhnt an freudiges Entgegenkommen, der Mann des raschen Erfolgs, der nie gelernt hatte zu warten und zu werben, dem man niemals Nein gesagt, er, Paul Sonnberg!

Als Thekla das nächste Mal einer von ihm aufgestellten, sehr unhaltbaren Behauptung nicht widersprach, rief er herausfordernd und herb: „Das ist meine Meinung, sagen Sie jetzt die Ihre!“ Sie erhob die großen Augen zu ihm voll bestürzter

Verwunderung, senkte dann hocherröthend den Blick und schwieg. Jede Frage, die er noch an sie stellte, beantwortete sie kleinlaut mit Ja oder Nein, wohl auch — mit Ja und Nein. Paul blieb während der Dauer seines Besuches unruhig, bitter, und ging endlich, von tausend widerstrebenden Empfindungen erfüllt und gequält.

Am folgenden Tage kam er früher als gewöhnlich und fand Thekla allein. Sie saß auf dem Platze ihrer Mutter in dem kleinen braunen Salon, ihre Arbeit im Schoße. Sie hatte sich aber weder mit dieser beschäftigt noch mit dem Buche, das aufgeschlagen neben ihr auf dem Tischchen lag. Sie saß unbeweglich da, wie eine Statue, Ebenmaß in jeder Form, Schönheit in jeder Linie. Als Paul eintrat, erhob sie sich und ging ihm entgegen, lächelnd und freundlich wie immer, in ihrer anbetungswürdigen Herrlichkeit. Er hatte die Nacht in schwerem Kampfe durchwacht, seine Heftigkeit verwünscht und schmerzlich bereut. Er erwartete Thekla verstimmt zu finden, gekränkt über sein gestriges, kindisches Gebahren, er meinte sie versöhnen zu müssen, und er wollte es! . . . Statt dessen begrüßte sie ihn holdselig und unbefangen, als wäre ihr Einvernehmen nicht durch den leisesten Schatten getrübt worden. Sogleich stieg, mit

unsäglicher Bitterkeit, die Frage in ihm auf: „Hab' ich nicht einmal die Macht, ihr weh zu thun?" — doch bezwang er sich und sprach ruhig: „Thekla, ich war gestern widerwärtig, unerträglich — können Sie mir verzeihen?"

Sie wurde ein wenig roth, ein wenig verlegen und antwortete hastig wie Jemand, der einer unangenehmen Erörterung auszuweichen sucht: „Ich bin ja gar nicht böse gewesen."

„Verdanke ich diese Nachsicht Ihrer Barmherzigkeit oder Ihrer Gleichgültigkeit? Antworten Sie mir," setzte er halb flehend, halb herausfordernd hinzu.

„Wie können Sie von Gleichgültigkeit reden," erwiderte Thekla, „da Sie doch wissen . . ." sie hielt inne.

„Ich weiß," rief er, „daß Sie mir Ihr Jawort gaben, als ich Sie fragte, ob Sie meine Frau werden wollen. Jetzt frage ich Sie, Thekla: Lieben Sie mich? . . . Sie haben mir Ihre Hand zugesagt, ist Ihr Herz mein? Fühlen Sie, daß kein Mann auf Erden Sie besitzen kann wie ich, das heißt, Sie besitzen mit allen Ihren Gedanken, Regungen und Empfindungen, mit Ihrem ganzen schrankenlosen Vertrauen? . . . Ist mein Glück das Ziel Ihrer Wünsche, wie wahrlich das Ihre Ziel

und Inbegriff der meinen ist . . . Lieben Sie mich?"

Er hatte die letzten Worte mühsam hervorgestoßen, sie kamen wie ein dumpfer Schrei aus seiner gepreßten Brust. Thekla hielt den Blick nicht aus, der schmerzlich und zornig auf ihr ruhte, bang wandte der ihre sich nach der Thür, durch welche sie hoffte ihre Mutter endlich eintreten zu sehen — niemals hatte sie ihre Mutter so sehnlich herbeigewünscht! . . .

„Sie kommt," sagt Paul, ihre stumme Bewegung beantwortend, „beruhigen Sie sich, sie wird gleich hier sein; ihre Anwesenheit wird mich aber nicht hindern so zu Ihnen zu sprechen, wie ich es thue . . . Weil ich muß, weil ich soll!" Er ergriff ihre Hand und drückte sie heftig, ohne zu denken, daß er ihr weh that. Etwas Drohendes klang aus seiner Stimme, wogegen ihr Stolz sich empörte.

Sie zog mit Gewalt und Entrüstung ihre Hand aus der seinen und sagte: „Ich weiß nicht, was Sie wollen."

„Ich werde es Ihnen sagen!" rief er ausbrechend. „Die Ehrenhaftigkeit des Weibes besteht darin, dem Manne, der um sie freit aus unaussprechlicher Liebe — ‚Nein!' zu antworten, wenn sie

diese Liebe nicht erwidern kann . . . Verstehen Sie mich jetzt? . . . Wir würden unglücklich sein — Beide — wenn Sie mich nicht liebten. — Weisen Sie mich ab, Thekla, wenn Sie mich nicht lieben!... Weisen Sie mich ab!"

Sie stand vor ihm mit trotzig aufgeworfenen Lippen, bleich und ruhig — noch immer ruhig . . . Plötzlich aber zuckte es schmerzlich über ihr Gesicht, ihre Augen wurden feucht, und rasch bedeckte sie dieselben mit ihrer Hand. Ach, auf dieser edlen Hand brannten rothe Flecken, die Spuren der schonungslosen Finger, die sie eben umklammert hatten; sie erhob sich wund und weh, um Thränen zu verbergen, die er fließen gemacht, der gequälte Quäler, dessen Herz sich bei diesem Anblick wandte, und den tiefe Reue ergriff, nagende Scham . . . Er fühlte seinen Zorn erlöschen, den letzten Groll verschwinden und seine Liebe steigen, steigen, wie eine reine Flamme, sein ganzes Wesen erfüllen und läutern, er fühlte in ihren göttlichen Gluthen alles schmelzen, was in ihm an Selbstsucht, Selbstbetrug und Eitelkeit gelebt hatte . . . Er trat auf die Geliebte zu, legte den Arm um sie und küßte mit innigster Zärtlichkeit die Hand, die er ihr von den Augen zog.

„Sagen Sie noch Ja?" fragte er leise.

Sie nickte schweigend und sah ihn an.

„Sie wissen, daß ich aus Liebe um Sie werbe, und sagen dennoch: Ja?"

„Ich sage dennoch Ja," erwiderte sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln.

„So gehörst Du mir," flüsterte er ihr zu, „so bin ich Dein — und bin es ganz . . . Gebiete! herrsche!"

Er beugte sich über sie, sein Mund näherte sich dem ihren . . . Sie schloß die Augen, sie hätte fliehen mögen — aber sie wagte es nicht . . . Er könnte wieder zürnen, wieder sagen: Weisen Sie mich ab, wenn Sie mich nicht lieben! Ihre Lippen erbleichten, zitterten angstvoll unter der Berührung der seinen . . . Da öffnete sich die Thür, und Marianne trat ein.

Von dem Tage an erschien Paul verändert; sehr zu seinem Vortheile, meinten die Gräfin und ihre Tochter. War es die Frucht männlich bestandener Kämpfe mit sich selbst, war der Frieden wirklich in seine Seele gekommen? Die Ungleichheit seiner Laune störte Theklas heitere Sorglosigkeit niemals wieder. Er vermied alles, was sie unan-

genehm berühren konnte, er forderte in ernsthaften Dingen kein Urtheil mehr von ihr, fragte nicht mehr in hofmeisterndem Tone, ob sie dieses oder jenes Buch gelesen habe. Die Helden der Geschichte, die großen Dichter und Künstler, deren Geister er sonst mit einem Enthusiasmus zu citiren pflegte, der zur Theilnahme aufforderte, ließ er jetzt ruhen. Er vermied alles Kritteln und Mäkeln, er gab sich ganz dem Zauber hin, den Theklas von Hoheit umstrahltes Wesen, den der Wohllaut ihrer Stimme auf ihn ausübten. Er begann Geschmack zu finden an dem heiteren, unbekümmerten Leben im Hause seiner zukünftigen Schwiegermutter und schwelgte in dem anmuthigen Behagen, das vollendete Wohlerzogenheit um sich her zu verbreiten weiß.

Für die Entschiedenheit, womit Thekla traurige und unangenehme Eindrücke von sich wies, für ihre Scheu vor geistiger Anstrengung, fand er tausend Entschuldigungen: Sie ist jung und nimmt das Leben leicht, sie ist glücklich und will es bleiben, sie fühlt unbewußt, wie ein Kind, das sich gegen das Aufnehmen schwieriger Erkenntnisse sträubt, den tiefen Sinn der großen Wahrheit: Nachdenken bricht das Herz!

Eines Tages fand er Thekla, ihn im großen Salon erwartend: „Ich bin Ihnen entgegen

gekommen," sagte sie leise und lachend, „um Sie abzuhalten bei Mama einzutreten. Mama hat Besuch, die alte Baronin Limberg, Sie wissen, die Wohlthäterin. Ihr eigenes Hab und Gut hat sie bereits verschenkt und geht jetzt auf Plünderung ihrer Bekannten aus. Heute sammelt sie für die Armen im Erzgebirge, macht Ihnen Beschreibungen von dem Elende dort — man kann's nicht anhören. Gewiß, sie übertreibt."

„Schwer möglich, in dem Falle," sagte Paul; er wollte noch etwas hinzusetzen, aber sie fiel ihm ins Wort: „Reden wir nicht davon, ich bitte Sie! Was nützt es denn? Man kann nicht alle armen Leute reich machen. Wir geben, so viel in unseren Kräften steht und beruhigen uns damit. Sich grämen über das Elend, heißt ja nur es vermehren."

Seltsam berührt wandte er sich ab . . . Es war wohl eigen! Dasselbe hatte er einst gesagt — ihm schien mit denselben Worten — zu seiner jungen Frau, die ihn an seinem Arbeitstische gestört mit einer Schilderung hungernder und frierender Noth, der sie durchaus abhelfen wollte. Die junge Frau hatte ihm schweigend zugehört, ihm sanft die Hand auf die Schulter gelegt, ihm flehend, begütigend in die Augen gesehen und war endlich,

rauh abgewiesen, hinweggegangen, betrübt und still...
Arme Marie! . . .

Thekla ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke, während er beistimmend sagte: „Ja, ja wohl," eine zarte Gestalt zwischen ihm und ihr dahinglitt, leise wie ein Traum, und ihr schönes Bild verdunkelte. Aber es war ja nur die Gestalt einer Todten, die er niemals geliebt, und in der nächsten Sekunde schon verweht, zerflossen vor der Lebendigen, die er liebte!

Diese begann sich ihrer Macht über ihn wohl bewußt zu werden und übte sie aus mit einer Koketterie, die immer in den Grenzen des strengsten Schönheits- und Schicklichkeitsgefühles blieb und deshalb um so berückender war. Jetzt wagte Thekla manchmal schon einen Widerspruch, erhob aber dabei stets einen Blick voll so liebenswürdiger Demuth zu ihrem Bewerber, daß dieser wünschte, sie möge ihm öfter widersprechen, damit ihm ein solcher Blick öfter zu Theil würde.

Die Zeit verging, wie sie dem Liebenden zu vergehen pflegt, entsetzlich langsam, furchtbar schnell . . . Es kamen Tage, deren Ende Paul nicht erleben zu können meinte, andere, die wie Minuten verflogen — und als die Luft eines Morgens lau und lind durch das geöffnete Fenster drang, und

er einen Blick auf die Kastanienbäume vor dem Hause werfend, ihre Knospen geschwellt, ihre Zweige mit jungem Grün bedeckt sah, da überraschte es ihn, daß der Winter vorüber und der Frühling gekommen war. Der Frühling seines wichtigsten Lebensjahres, welches auch das schönste werden sollte, das erste eines reichen Glückes, in dessen Sonnenschein sich alle spiegeln und erwärmen werden, die ihn lieben. Er gedachte seiner Eltern und des Kindes, das zwischen dem greisen Ehepaare aufwuchs, liebevoller als er je gethan. Innig, wie nie, fühlte er die Sorge für ihr Wohl in seinem Herzen Raum fassen. Sie sollen alle neu aufathmen, Frohsinn und Heiterkeit sollen einziehen in ihr stilles Haus, wenn er ihnen Thekla bringt, die Frau seiner Wahl, die ihn lieben lehrte, nicht sie allein lieben, auch die Seinen, auch die ganze Welt — und jenen so eigentlich erst den Sohn, seinem Kind den Vater, der Erde einen Menschen geschenkt.

Er wird an Theklas Seite ein anderer sein als er in seiner ersten Ehe gewesen ist. Damals hatte er eine Pein kennen gelernt, ärger fast als unglückliche Liebe: die Pein, eine Neigung einzuflößen, die man nicht erwidert und doch erwidern sollte. Es war seine Pflicht, er hatte es gelobt . . . Schlimm genug,

daß er sich dazu verleiten ließ! — Als Verwandte war Marie ihm werth gewesen, aber als seine Frau, da fand er gar vieles an ihr auszusetzen. Zuerst, daß er es fühlte: Sie leidet durch mich! Immer hatte man ihm gesagt, geborgen seien Alle, die ihm angehörten, sein Dasein schon sei Glück und seine Nähe Segen. — Warum empfand sie es nicht? Was wollte sie denn? Kurz angebunden war seine Art; schonungslos gegen sich selbst, verstand er sich nicht auf zarte Rücksichten gegen eine empfindsame Frau. Verweichlicht schalt er sie, anspruchsvoll, und wollte die leise Stimme in seinem Innern nicht hören, die ihm zuflüsterte, daß er ihr unrecht thue . . . Und wenn es wäre! er kann nicht anders: sie ist ihm ein Räthsel — und er, der alles begreift, was die Weisesten denken und die Edelsten empfinden . . . . sie begreift er nicht, er steht rathlos vor diesem Kinde. —

Bitterkeit bemächtigte sich seiner, er wurde hart und wandte sich grollend ab. — —

Wohl ihm, daß sie vorüber, diese schwüle Zeit! Wohl ihm, daß es ihr Widerspiel ist, dem er hoffnungstrunken entgegen lebt! In Theklas Armen werden ihn die Erinnerungen nicht aufsuchen, die jetzt oft schmerzlich und störend herübergleiten aus der Vergangenheit. In der hellen Atmosphäre ihrer

Lebensfreudigkeit wird er vergessen, daß er einst ein Herz neben sich darben ließ . . . Dieses Mal ist er der dürstende und verlangende! Thekla liebt ihn nicht wie er sie liebt, wenn auch so sehr als sie zu lieben fähig ist. Hatte sie ihn nicht gewählt aus freiem Entschlusse? Hatte nicht ihr erster Blick ihm gesagt: Du bist's — ihr Jawort es nicht bestätigt? Was wollte er mehr als den Besitz ihres ganzen schönen Selbst? Sie leidenschaftlicher wünschen, hieße sie anders wünschen und so, ganz so wie sie war, bezauberte und entzückte sie ihn.

„Bleib wie Du bist!" rief er laut mit überwallender Empfindung . . . „Zärtlichkeit und Schwärmerei von Dir verlangen, hieße Duft und Blüthe des Rosenstrauches von der hochragenden Palme fordern und wärmendes Licht von den leuchtenden Sternen . . ."

„Das Geräusch der sich öffnenden Thür weckte ihn aus seinen Träumereien. Ein Diener meldete: „Herr Baron Kamnitzky", und schnaubend vor Ungeduld trat ein kleines, schwächlich gebautes Männchen in das Zimmer und sprach: „Lauter neue Gesichter, lauter Leute, die mich nicht kennen ... daß sie nicht nach meinem Passe fragen, das ist alles.

Ein nächstes Mal will ich mich damit versehen. Hätte nicht geglaubt, daß es so schwer sei vorzukommen bei einem liberalen Abgeordneten . . . ." Das Wort „liberal" betonte er ausnehmend giftig und wegwerfend.

„Nun, Du bist da," sagte Paul beschwichtigend, „und sehr willkommen."

Er rückte einen Fauteuil zurecht, in dem der Freiherr brummend Platz nahm, nachdem sein im Zimmer umhersuchender Blick ihm die Ueberzeugung verschafft, daß auch nicht ein ordentlicher Sessel vorhanden sei, auf dem sich „ein altmodischer Landjunker, der gewohnt ist zu sitzen und nicht zu lümmeln", mit Annehmlichkeit niederlassen könnte.

„Wo ist Dein Michel?" fragte er nach einer kleinen Pause in inquisitorischem Tone, fuhr aber sogleich fort, ohne die Antwort abzuwarten, „nicht residenzfähig, natürlich . . . Hier braucht man ganz andere Leute, Gamaschen tragende geschniegelte Theaterbediente . . ."

„Michel ist auf dem Lande, bei seiner Familie," unterbrach ihn Paul. „Und nun erzähle! wie sieht es aus bei uns daheim?"

Er hatte dem Gaste eine Cigarre angeboten, welche dieser mit einer Art Entrüstung ablehnte.

„Du rauchst nicht?" fragte Paul.

„Nur meine Cigarren, wie Du wissen könntest,“ antwortete Kamnitzky unwirsch, zog ein Etui hervor und aus diesem eine schwarze Cigarre von nichts weniger als einladendem Aussehen, die er mit heftiger Anstrengung seiner Athmungswerkzeuge in Brand setzte. Ihr zweifelhafter Duft schien anregend auf ihn zu wirken, er wurde redselig, sprach von den Geschäften, die ihn nach der Stadt geführt, vom Wetter, von den Ernteaussichten, er sprach von allerlei, und doch — es war unschwer zu errathen — von dem nicht, was ihm am Herzen lag, was ihm auf den Lippen brannte, die sich, nach jedem wie mit Gewalt ausgestoßenen Satze, fest zusammenpreßten, um sich bald wieder zu öffnen und — etwas Gleichgültiges zu sagen. Dabei erröthete er alle Augenblicke wie ein ängstliches Mädchen und empfand darüber den innigsten Verdruß.

Ach, daß er immer noch erröthen konnte, das war für den alten Mann eine fortwährende Kränkung! Dieses unwillkürliche Zeichen kindischer Erregbarkeit stand mit seinen Jahren, mit seinem männlichen Wesen in einem lächerlichen Widerspruch. Und Widerspruch, Disharmonie, war alles an dem seltsamen Menschen! Die Fülle der gelockten Haare, die der alte Herr lang trug, ließ den Kopf zu groß erscheinen für die schmalschulterige Gestalt, deren

Dürftigkeit durch die enganliegenden Kleider noch hervorgehoben wurde. Der frische und glatte Teint, der siegreich durch ein langes Leben allen Einflüssen der Hitze und der Kälte getrotzt, stand in auffallendem Gegensatz zu den schneeweißen Haaren des jugendlichen Greises. Die kräftige Adlernase, der martialische Schnurr- und Knebelbart, die braunen Augen, die unter ihren etwas geschwollenen Lidern feurig hervorblitzten, dies alles paßte nicht zu dem weichen Munde, mit seinem schmerzlich resignirten Ausdruck. Hände und Füße des Mannes waren klein und schmal, seine Bewegungen unruhig, hart, und deutlich sah man ihm das Bemühen an, seine Befangenheit hinter einem mühsam angenommenen ungebundenen Wesen zu verbergen.

Paul wiederholte seine unbeantwortet gebliebene Frage und Kamnitzky sprach, an der Cigarre beißend, die längst nicht mehr brannte: „Wie's Deinen Eltern geht, meinst Du? . . . Nun, nun, wie es eben kann . . . Briefe von Dir — mehrere nämlich — müssen verloren gegangen sein.“

Er sagte das mit solcher Bitterkeit, daß Paul dadurch ungeduldig gemacht trocken antwortete: „Ich habe lange nicht geschrieben.“

Kamnitzky stieß einen Laut des Unwillens aus, seine dichten Augenbrauen zogen sich zusammen —:

„So," sagte er — „freilich, freilich — die vielen Geschäfte, die vielen Reden über Menschenrechte, Freiheit, Bildung, Intelligenz! wie fände man da Zeit ein paar alte Leute zu beschwichtigen, die so thöricht sind, in Sorge um Einen zu vergehen ... ad vocem Intelligenz! — die macht Fortschritte! Wir haben jetzt drei Schullehrer in der Gegend zum Ersatz für den Einen, der im vorigen Jahre dort verhungerte. Nun denn! — also lange nicht geschrieben!" Er senkte den Kopf und murmelte unverständliche Worte in den Bart.

„Meine Eltern vergehen vor Sorge?" fragte Paul, „davon merkt man ihren Briefen nichts an. Mir schreiben sie, es ginge ihnen gut und auch dem Kinde . . ."

„Dem Kinde? . . . das war krank. — Man hat Dir's verborgen. Aus Schonung . . . Wie überflüssig — gelt? Die alten Leute verstehen eben die jungen nicht mehr. Sie wissen nicht, wie die gepanzert sind, inwendig, auswendig, durch und durch, mit einem trefflichen Harnisch: Gleichgültigkeit! . . ."

Jeder Nerv in seinem Gesicht zuckte, er sprang auf, rannte ein paar Male im Zimmer auf und nieder und blieb plötzlich dicht vor Paul stehen. Beide Hände in den Taschen, den Oberkörper vor=

und rückwärts wiegend, fuhr er in höchster Erregung fort:

„Gleichgültig, eine schöne Sache — freilich, man könnt' auch sagen, eine erbärmliche! Die Gleichgültigkeit setzt einen überall vor die Thür, sogar vor die des eigenen Hauses . . . Besitz ich etwas, das mir gleichgültig ist? Haben kann ich's, besitzen nicht! . . . Die Gleichgültigkeit ist blöd, grausam, frech! geht an der Schönheit vorbei ohne Begeisterung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht . . .“

Paul legte seine Hand auf den Arm Kamnitzky's und sprach: „Gilt Deine Strafpredigt mir? Ich bin nicht gleichgültig. Und war ich's je“ — setzte er nach einer Pause hinzu, „so sagen wir denn: ich bin's nicht mehr.“

Eine wunderbar rasche Wandlung ging bei diesen Worten in dem alten Manne vor, wie durch einen Zauber schien der Sturm in seiner Seele beschworen. Weich, mit wehmüthigem Vorwurf hob er an: „wie lange warst Du nicht mehr bei uns! — Seit Deiner Rückkehr aus dem Feldzuge . . .“ Er schlug dreimal mit seiner kleinen Faust auf den Tisch — „seit drei Jahren! drei Jahre sind's . . .“

Der letzte Aufenthalt in Sonnberg stand Paul

in bitterer Erinnerung. Die Trauer seiner Eltern, die ihm maßlos geschienen, weil er sie nicht theilte, die Zerfahrenheit im Hause, das schwächliche Kind, wie abstoßend hatte das alles auf ihn gewirkt! Nur hineingeblickt hatte er in dieses freudlose Heimwesen und war hinweggeeilt. — Er konnte ja wiederkommen, später, in besserer Zeit. Aber das Leben zog ihn in seine Wirbel. die Lust an öffentlicher Thätigkeit, der Ehrgeiz in großem Wirkungskreise Großes zu leisten, erfaßte ihn. Manchmal mahnte es ihn wohl: Du solltest doch nachsehen, wie es steht mit den alten Leuten ... Aber sie rufen ihn nicht, und brauchen sie ihn denn? wozu auch? Er ist kein Weib, das sich über Unabänderliches grämt, er kann ihnen nicht weinen helfen. Und endlich — er wird sie schon besuchen, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. So war eine lange Zeit vergangen seit seiner flüchtigen, peinlichen letzten Einkehr im Vaterhause. Ihrer besann er sich jetzt nur zu deutlich, indem er Kamnitzky's Worte wiederholte:

„Drei Jahre ja, — ja wohl. Damals war es bei uns fürchterlich!"

„Damals war's gut, noch gut," rief der Freiherr. „Es war kurz nach dem Unglück ... Ich spreche von dem Tode Deiner Frau. Unmittelbar nachdem man den Streich empfing, den das Schicksal

führte, weiß man nicht, wie tief er getroffen, wie viele Lebenswurzeln er uns durchschnitten hat . . . das zeigt sich erst später."

„Du meinst," entgegnete Paul, „daß der Schmerz um einen erlittenen Verlust zunimmt, je mehr Zeit darüber hingeflossen ist? Ich, lieber Alter, halte dafür, daß die Zeit alle Wunden heilt."

„Im Allgemeinen — könntest Du wenigstens hinzusetzen," fiel ihm Kamnitzky ein. „Für einen Mann wie Du, giebt es freilich nur das Allgemeine ... Ein Mann wie Du kümmert sich nicht um das einzelne Wesen, den besonderen Fall. Wenn man der Menschheit angehört, dem Universum ..." Er klimperte hastig mit einem Schlüsselbunde in seiner Tasche, seine Stimme, die sich während der letzten Sätze gesenkt hatte, erhob sich wieder: „Wann ist es kälter, he? eine Stunde oder mehrere Stunden nach Sonnenuntergang? . . . Nun Lieber, für Deine alten Leute ist die Sonne untergegangen hinter dem Hügel in der Friedhofecke, wo die Zitterpappeln . . . Ja so — Du weißt nicht — warst nicht einmal dort . . . Nicht einmal dort!" Er richtete sich kerzengerade auf, warf die Schultern zurück, wie ein Soldat in strammer Haltung und fuhr fort, mit affektirter Nachlässigkeit, den Blick über Pauls Kopf hinweg, nach dem Fenster gerichtet:

„Und es ist doch freundlich dort, durchaus freundlich: Ein Gitter umschließt die Stelle; an den zierlichen Stäben ranken sich Zwergrosen empor, ein Band aus Epheu bildet, flach und breit, einen — weißt Du, einen . . .“ Seine Hand zeichnete schwungvolle Linien in die Luft, „einen Kranz, so — verschlungen . . . und die Platte aus geschliffenem Granit spiegelt wie blankes Eis im Sonnenschein. Eingemeißelt in den Stein steht ihr Name in großen Buchstaben, sonst nichts, als nur das Datum; Geburts- und Todestag natürlich . . . . Darunter zwei Verse von ihrer Lieblingsdichterin, sonst gar nichts.“

„Peinlich! peinlich,“ dachte Paul, „werd' ich den Schwätzer nicht los?“ — „Was für Verse?“ fragte er obenhin, nur um etwas zu sagen.

„Ja, was für Verse? Als ob ich mir dergleichen merkte! Aber aufgeschrieben hab' ich sie, wenn mir recht ist . . .“

Er suchte lange in seiner mit Rechnungen, Adressen und Zeitungsabschnitten bis zum Bersten gefüllten Brieftasche und zog endlich einen Papierstreifen hervor, den er Paul reichte.

Dieser las halblaut und langsam:

„Sehr jung war ich, und sehr an Liebe reich,
Begeisterung der Hauch, von dem ich lebte.“

Kamnitzky bewegte die Lippen, als spräche er im Stillen jede Silbe nach: „Ja, ja," sagte er, „ganz richtig, das ist sie . . . Ach Gott, ist sie — gewesen! Na . . . Gott hab' sie selig! Deine Eltern . . . sie haben freilich das Kind, ein Trost, eine Sorge . . ."

Paul schwieg. Er hatte den Ellbogen auf das Knie gestützt und die Stirn in seine Hand; die gesenkten Augen ruhten unverwandt auf den geschriebenen Zeilen, die er fest hielt in der herabgesunkenen Rechten. Er regte sich nicht — was ging in ihm vor? Der Alte konnte sein Gesicht nicht sehen, doch verrieth seine Haltung, sein beklommener Athem eine tiefe Erschütterung. Rathlos stand Kamnitzky vor ihm. Er hätte so gern etwas gesagt! etwas Gutes, Gescheites! aber die Zunge war ihm wie gelähmt. Was würde er gegeben haben für das rechte, das erlösende Wort!

Kamnitzky fand es nicht, und mit einer Gebärde der Verzweiflung griff er endlich nach seinem Hute: „Leb' wohl also," sagte er.

Wie aus dem Schlafe aufgeschreckt fuhr Paul empor.

„Wann reisest Du?"

„Morgen früh." Der bewegte Klang von

Pauls Stimme wirkte wohlthuend auf seinen kriegerischen Freund. Er war noch zu rühren, der verlorene Sohn, der Abtrünnige! Man konnte ihn schon noch packen, nur bedurfte es dazu einer geschickten und kräftigen Hand. „Morgen früh. Wenn Du einen Auftrag hast für Deine alten Leute, ich besorge ihn . . . Was soll ich ihnen ausrichten? Im Laufe der nächsten Woche komme ich wohl einmal hinüber . . .“

Paul sah ihn spöttisch lächelnd an und sagte:

„Im Laufe der nächsten Woche erst? — Geh mir! So lange wirst Du nicht zögern, den Zweck Deiner Reise zu erfüllen.“

„—Zweck? was meinst Du? ich verstehe Dich nicht.“

„Du verstehst mich recht gut.“

Verwirrt und fassungslos, wie ein ertappter Verbrecher, wandte sich Kamnitzky ab. Er war durchschaut. Sein prächtig angelegter Plan gescheitert! . . . Wie hatte er sich alles so schön eingerichtet! den alten Nachbarn, deren Kümmernissen er ein Ende machen wollte, von den Geschäften erzählt, die ihn nach der Stadt riefen, versprochen „bei dieser Gelegenheit — vorausgesetzt, daß ihm Zeit dazu übrig bliebe,“ den Paul zu besuchen. „Aber ja nicht sagen, daß sein Schweigen uns Sorge

macht!“ — „Sorge macht es Ihnen? ist das möglich? Nein! nein! kein Wort, das versteht sich...“ In der Stadt war er mehrere Tage herumgezogen, die Pflastersteine zählen, seine beste Unterhaltung, um nur mit gutem Gewissen sagen zu können: „Ich bin schon lange da!“ um nur nicht merken zu lassen, daß er Eile habe ihn zu sehen, den Renegaten. Und nun . . . Was sind Entwürfe? Was ist ein menschlicher Vorsatz? Das ganze Gewebe seiner Intrigue lag kläglich nackt am Tage! So schlau angelegt, so diplomatisch ausgeführt — das heißt, wie man's nimmt, bei der Ausführung, da hat es gehapert . . . da hat ihm sein „verfluchtes Temperament“ einen Streich gespielt . . .

Stumm grollend empfahl sich Kamnitzky. Von dem überraschten Hausherrn gefolgt, eilte er durch den Salon, das Vorzimmer, in das Treppenhaus. Er nahm die Hand nicht, die Paul ihm beim Abschiede bot, drückte seinen Hut fest in die Stirn, und eilte stolzen Schrittes die Treppe hinab.

An die Rampe gelehnt blickte Paul ihm nach. Ein Diener, der den Besucher an das Hausthor begleitet hatte, kam zurück. „Packe eine leichte Reisetasche,“ befahl sein Herr, ich fahre heute Abend für einige Tage auf das Land.

Im Laufe des Nachmittags begab Sonnberg sich zu Gräfin Marianne. „Sind Gäste da?“ fragte er an der Thür des ersten Salons den voranschreitenden Kammerdiener. Dieser zog die Hand zurück, die er bereits auf die Klinke gelegt hatte und in bedauerndem Tone, aus dem es trotz aller schuldigen Ehrfurcht deutlich klang —: Dir ist's nicht recht, wir verstehen uns — sprach er: „Frau Gräfin Erlach, Durchlaucht Eberstein und der Herr Graf Neffe. Haben hier gespeist, werden wohl bald aufbrechen; der Wagen der Frau Gräfin Erlach ist schon vor einer halben Stunde gemeldet worden.“

Paul nickte dem Alten für die Auskunft freundlich dankend zu und trat ein. Die Portieren zwischen dem Saale, in dessen Mitte das Klavier stand, und dem kleinen Salon waren zurückgeschlagen. Marianne saß der Gräfin Erlach gegenüber am Kamine, Thekla etwas abseits frei und aufrecht, die Arme leicht gekreuzt. Der junge Graf Eberstein stand neben ihr, zupfte an seinem kleinen Schnurrbart, spielte mit der Uhrkette, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Spiegel und senkte dann mit bescheidener Zufriedenheit die Augen. Der Fürst hatte seinen Sessel in die Nähe des Fauteuils gerückt, in dem Gräfin Erlach ruhte, und stützte den Arm auf die Lehne desselben. Die lächelnden Ge-

sichter aller Anwesenden verriethen, daß die ausgezeichnete Unterhaltungsgabe, die man der jungen Dame nachrühmte, sich eben wieder bewährte.

Paul nahm an ihrer Seite Platz, nachdem er die Damen des Hauses begrüßt hatte, und sagte in jenem leichten Tone, den sich Männer so gern gegen Frauen erlauben, deren Ehrgeiz darin besteht, „amüsant" gefunden zu werden: „Bravo, Gräfin, bravo — ein vortrefflicher Einfall!"

— „Was denn?"

„Was Sie eben sagten."

„Sie haben ja nichts davon gehört."

„Was thut's? Ich kann dennoch, bei dem — Wenigen, was Ihnen heilig ist, schwören: es war vortrefflich!"

Klemens lachte schallend und sah dabei Thekla mit Blicken an, die deutlich sagten: lachen Sie doch auch! Ach, dem Fürsten war Thekla zu kühl, Paul zu geduldig, er fand es längst an der Zeit, der Brautwerbung ein Ende zu machen, er konnte nicht oft genug wiederholen, die jungen Leute hätten sattsam Gelegenheit gehabt, einander kennen zu lernen. Worauf wartete man noch, um Gotteswillen? wodurch sollte Sonnberg noch beweisen, daß er Theklas würdig sei? Ein Mann wie man ihn weit suchen könne, charaktervoll, edel, verläßlich . . .

Klemens wurde so maßlos in dem Lobe seines Schützlings, daß Marianne ihm einmal sagte: „Wenn es ein Mittel giebt, Einem Sonnberg zu verleiden, dann sind Sie im Besitze desselben, mein armer Freund . . .“

Die Gräfin Erlach beantwortete Pauls Compliment mit einem spöttischen Lächeln. Sie schien immer spöttisch zu lächeln, sogar wenn sich ihr Gesicht in vollkommener Ruhe befand. Dann ging sie zu einem andern Thema über und sagte zu Marianne: „Tonchette kommt morgen aus Paris zurück.“

„Haben Sie große Bestellungen bei ihr gemacht?“

„Große, nein — nur ein paar Toiletten, das Nothwendigste.“

„Was man ins Haus braucht, um seinen Mann zu bezaubern,“ bemerkte Klemens, und Paul fiel ein:

„Das heißt, um ihn in der Bezauberung zu erhalten, denn bezaubert ist er ja längst.“

„Schreibt der Graf noch immer?“ fragte Alfred schüchtern und zugleich dreist wie ein kaum flügge gewordenes Spätzchen, das kämpfend zwischen anerzogener Bescheidenheit und angeborener Keckheit, nicht ohne Zögern sein Stimmlein im Kreise älterer

Gefährten erhebt, „schreibt er noch immer so viele Gedichte an Sie, Gräfin?"

„An mich? was fällt Ihnen ein? — Ich weiß nichts davon."

„Wer das glaubte!" sprach Marianne mit einem Anflug von Sarkasmus. „Ihr Mann macht Ihnen gewiß kein Geheimniß aus den poetischen Huldigungen, die er Ihnen darbringt."

„Doch!" entgegnete die Gräfin, „wenn auch sehr unwillkürlich. Er besteht nämlich darauf, mir das alles vorzulesen; und ich, sehen Sie, ich kann nicht zuhören, wenn mir Jemand vorliest, ich kann nicht. Meine Gedanken fliegen davon, sobald die Lectüre beginnt und stellen sich um keinen Preis wieder ein, bevor sie beendet ist. Dann natürlich sage ich auf gut Glück: „Charmant, charmant, sehr schön geschrieben — besonders das Letzte!"

Man lachte, auch Paul nahm Theil an der allgemeinen Heiterkeit, etwas gezwungen allerdings; und er wandte sich plötzlich mit den Worten an Gräfin Erlach: „Eigentlich muß ich Ihnen aber sagen, daß die schriftstellerischen Versuche Ihres Mannes aller Aufmerksamkeit werth sind und die Ihre erwecken sollten."

Die Gräfin sah ihn an mit jenem unbeschreib-

lichen Erstaunen, das Leute ergreift, die ihr ganzes Leben hindurch nur gespielt haben und entschlossen sind, bis an ihr Ende weiter zu spielen, wenn ihnen plötzlich zugemuthet wird, irgend einer ernsthaften Sache Interesse zu schenken. Jetzt lächelte nicht mehr ihr Mund allein, ihr ganzes nicht regelmäßig schönes, aber äußerst anziehendes Gesicht und ihre großen schalkhaften Augen lächelten mitleidig, spöttisch, übermüthig, lächelten auf jede Art. Sie warf den Rest ihrer Cigarette in den Kamin, begann sorgfältig und mit Bedacht ihre Handschuhe anzuziehen und sprach in ihrer langsamen und nachlässigen Weise: „Fremde haben leicht reden.“ Sie glättete die Falten ihrer Handschuhe und setzte nach einer Pause hinzu: „Mein Mann ist sehr leicht auswendig zu wissen, und ich weiß ihn auswendig — seit vier Jahren! trotzdem sagt er sich mir täglich auf, in Versen und in Prosa. Das befriedigt zuletzt auch die brennendste Neugier.“

Die Gräfin erhob sich, und die Damen riefen bedauernd, wie aus einem Munde: „Sie wollen schon fort?“

„Es ist höchste Zeit, ich muß meine Schwiegermutter abholen, in die Oper . . .“ Sie versenkte sich in die Betrachtung ihres Fächers, warf einen langen Blick in den Spiegel — „Meine Schwieger-

mutter behauptet, eine Oper ohne Ouvertüre sei wie ein Mittagsessen ohne Suppe . . . und meine Schwiegermutter hält etwas auf Suppe, wie alle alten Leute.“

Der Fürst blinzelte nach der Uhr, die eben acht chlug , gab seinem Neffen einen Wink und sprach: Alfred wird die Ehre haben, Sie an Ihren Wagen zu bringen.“

Alfred verneigte sich. Sie wollen mich weg haben, dachte er und murmelte etwas von: „Besonderem Vergnügen.“

Als die Beiden sich entfernt hatten, sagte Thekla zu Sonnberg mit einer ihr ungewohnten Lebhaftigkeit: „Wie schade, daß Sie nicht früher kamen! Sie hätten sich unterhalten. Julie war heute so gut aufgelegt, so witzig!“

„Witzig nennen Sie das?“ entgegnete Paul. „Es ist schale Spaßmacherei; und auf wessen Kosten spaßt die Gräfin? — sie macht ihren Mann lächerlich.“

„O, das besorgt er wohl selbst.“

„Wodurch?“

„— Und wenn sie es thut, geschieht es aus Nothwehr . . .“

„Wodurch?“ wiederholte er — „Wodurch?“ Sein Gesicht färbte sich dunkler, die Adern an

seinen Schläfen schwollen an — „Lieben — geliebt werden — macht das lächerlich?“

Thekla sah mit Erstaunen, daß er zürnte. Was hat er denn? Was liegt ihm an dem armen kleinen Erlach? . . . er versetzt sich doch nicht an seine Stelle, vergleicht sich doch nicht mit dem? ... Eine solche Möglichkeit darf von Thekla nicht angenommen werden — o — nicht einmal geahnt! Mit etwas unsicherer Stimme und mit der unschuldig altklugen Miene eines Kindes, das fremde Weisheit von seinen Lippen strömen läßt, sprach die junge Gräfin: „Ach nein, Liebe zu empfinden ist nicht lächerlich, aber es zur Schau tragen, das ist's!“

„Wer sagt Ihnen, daß Erlach seine Liebe absichtlich zur Schau trägt? Vielleicht fehlt ihm nur die Kraft, sie zu verbergen, wie er's sollte, dieser Frau gegenüber. Verspotten Sie ihn nicht — bedauern Sie ihn.“

„Ach!“ rief Thekla, „ich bedaure Niemand, der Gedichte macht.“

„So?“ Paul schwieg eine Weile, dann fragte er plötzlich: „Was ist's mit den Gedichten, die ich Ihnen neulich brachte? Haben Sie darin gelesen?“

„Ja,“ antwortete sie zögernd.

„Und was sagen Sie dazu? Ich habe das

Buch jahrelang besessen und es nicht zu würdigen verstanden. Vor wenig Tagen kam es mir zufällig in die Hand, und mir war, als hätte ich einen Schatz entdeckt. Es ist herrlich . . . finden Sie nicht?"

„Herrlich — ja, zu herrlich für mich."

„Was heißt das?"

„Es heißt . . ."

„Nun? vollenden Sie doch!"

Thekla warf den Kopf zurück: „Ich bin überhaupt keine Freundin von Gedichten," sagte sie.

Er zuckte die Achseln. „Sache des Geschmacks!"

„Ja wohl!"

„Und es giebt guten und schlechten." Paul war wieder in den herben Ton verfallen, den er ihr gegenüber nie mehr anschlagen wollte.

Dieser kleine Wortwechsel berührte den Fürsten Klemens sehr unangenehm. Er rückte auf seinem Stuhle hin und her, räusperte sich mißbilligend und warf der Gräfin einen bedauernden Blick nach dem andern zu. Plötzlich rief er aus, in der Weise eines nachsichtigen Vaters, der streitende Kinder zu beschwichtigen sucht: „Jedes von Euch hat Recht — gewissermaßen Jedes!"

„O," wandte er sich ernsthaft zu Marianne, „das kann leicht sein; es trifft sich wohl — — ja,

wenn man die bezüglichen Standpunkte ins Auge faßt, trifft sich's eigentlich immer. Was meinen Sie?" Er wartete die Antwort nicht ab, sondern erhob sich: „Aber, wir müssen ja fort . . . Auch Sie haben bereits die Ouverture versäumt, was freilich nicht für ein Unglück gilt, im Burgtheater . . . Es ist doch heut' Ihr Logentag?"

„Nicht der unsere, der unserer Kammerjungfern, denn man giebt ein Trauerspiel. Wir bleiben zu Hause und wollten Sie Beide," Marianne nickte Paul freundlich zu, „bitten, uns Gesellschaft zu leisten."

„Wir sind bereit! o mit Vergnügen!" rief der Fürst und ließ sich sofort in einen bequemen Fauteuil nieder, der zwischen dem Kamin und dem Arbeitstischchen der Gräfin stand. Sie nahm ihre Tapisserie zur Hand, über welche Klemens viel Schmeichelhaftes zu sagen wußte. Er fand die Zeichnung, „Wirklich, man muß gestehen! geschmackvoll, und erst die Farben!" er hatte niemals zwei Farben gesehen, die so gut harmonirten — nicht einmal auf einem englischen Plaid — wie dieses Blau und dieses Grün . . . Mit hausfreundlichem Behagen und mit dem Interesse für den Inhalt von Nähtischen und Arbeitskörben, das beinahe alle Männer auszeichnet, die Talent zur Weichlichkeit besitzen, begann er das

zierliche Necessaire aus Elfenbein zu öffnen und zu schließen, die goldenen Scherchen und Büchschen ein- und auszuräumen; er zog die bunten Seidensträhnchen, die sich die Gräfin zurechtgelegt hatte, durch seine Finger, und spielte so lange mit den kleinen Knäueln und Spulen, bis Marianne endlich ungeduldig ausrief: „Ich beschwöre Sie, Klemens, lassen Sie mein Handwerkszeug in Ruhe."

Er gehorchte resignirt, als ein ritterlicher Mann, der gewöhnt ist, in strenger Zucht gehalten zu werden und gleich wieder den kurzen Zügel zu fühlen, so bald er sich ein wenig gehen lassen möchte. Seine Aufmerksamkeit wandte sich dem „anonymen Brautpaare" zu, wie er Paul und Thekla nannte. Die jungen Leute hatten sich in den Saal begeben.

Thekla nahm Platz am Klavier: die ersten Takte einer Bertinischen Etüde erklangen unter ihren Fingern. Sie spielte rein, nett, mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit. Goldene Lichter schimmerten auf den reichen Flechten ihrer blonden, natürlich gewellten Haare; ihr Gesicht nahm einen gehaltenen, aufmerksamen Ausdruck an, jenen Ausdruck, den Paul nicht sehen konnte in ihren Zügen, ohne mit innigstem Entzücken zu denken: Du bist mehr, als du selber weißt, mehr als du scheinst, mehr als die Flachheit des Lebens, das du führest, ahnen läßt.

Er stand ihr gegenüber, legte die verschränkten Arme auf das Klavier, beugte sich vor und versank in die Wonne ihres Anblicks.

O Schönheit! Herzbezwingerin! Herrin, Königin! — Du bist der Frieden, — wer kann dir grollen? Du bist der Sieg, — wer kann dir widerstehen? Nur kurzsichtige Thorheit frägt, ob in der schönen Hülle eine schöne Seele wohne. Die Hülle ist nur darum schön, weil die Seele sie schön belebt. Eins sind Form und Wesen; sie sind es im Kunstwerk, das hervorging aus Menschenhand, und wären es nicht im höchsten Kunstwerke der Schöpfung? . . .

Unverwandt ruhten seine Augen auf ihrem edlen Angesichte; sie erhob die ihren zu ihm und sah ihn forschend und etwas besorgt an.

— „Sie hören nicht zu — mißfällt Ihnen, was ich spiele . . . oder hätte ich überhaupt nicht spielen sollen? Ich weiß, Sie lieben Musik nicht immer.“

Sie schloß ihr Notenheft und schob es unter das Pult, das sie langsam niedergleiten ließ. Die kleine Scheidewand, die sie getrennt hatte, senkte sich.

„Thekla“, sprach Sonnberg, „mir gefällt Alles, ich liebe Alles, was Sie thun. Wissen Sie das noch nicht?“

Heller Freudenglanz breitete sich bei diesen Worten über ihr Gesicht, und sie entgegnete schalkhaft, übermüthig: „Gefällt Ihnen auch Alles, was ich sage?"

Paul gab keine Antwort; er blickte schweigend vor sich hin und sagte endlich: „Ich nehme heute für einige Tage Abschied von Ihnen, Gräfin Thekla."

„Sie wollen fort?" fragte sie äußerst erstaunt — „und wohin?"

„Auf das Land, zu meinen Eltern."

„Werden Sie erwartet? Haben Sie zu kommen versprochen?"

„Nein. Ich will sie überraschen."

„Ah — Sie stehen mit Ihren Eltern auf dem Fuße der Ueberraschungen . . . So ist das!"

Sie schlug einige Töne auf dem Klavier an, leise, ohne Zusammenhang. „So ist das!" wiederholte sie gedehnt: „Ihre Eltern können wohl nicht leben ohne Sie?"

„Daß sie es können, beweisen sie, denn — sie leben."

„Dann also!" — Sie sah ihn plötzlich an; eine Wolke voll drohenden Ernstes war auf seiner Stirn aufgestiegen; ein Zug bitteren Schmerzes spielte um seine fest zusammengepreßten Lippen, ein

Schmerz, dem Zorne gar nah verwandt und gewiß bereit, sich als solcher zu äußern ... Thekla ahnte, wußte es, und dennoch! zum ersten Male war es nicht Furcht, was sich in ihr regte, als sie in sein verfinstertes Gesicht blickte, sondern die halb unbewußt erwachende, echt weibliche Lust an einem Kampfe, in dem alle Mittel gelten, an dem Kampfe mit dem Stärkeren — dem Manne.

Ei, dachte sie — du willst mich strafen, willst mir zeigen, daß du unabhängig bist und mich verlassen kannst, wann es dir gefällt? ...

Sie verschränkte ihre Arme über dem Pulte, beugte sich vor und drückte ihre Wange auf ihre Hand, während ihr Auge sich zu ihm erhob, der sie liebte.

„Bleiben Sie bei uns,“ sprach sie, hielt inne, schien zu überlegen und fügte endlich leise wie ein Hauch, aber mit holder Entschlossenheit hinzu: „Bei mir!“

Sein Blick glitt über ihr demüthig gesenktes Haupt, über den jungen, schlanken Nacken, die königlichen Schultern, über die ganze, vor ihn hingegossene Gestalt, und alle süßen Schauer bewunderungstrunkener Liebe durchzitterten ihn. Sein Herz pochte wie ein Hammer in seiner Brust, er richtete sich auf ... Ein ungeübter Trinker, dem der Wein

zu Kopfe steigt, der mit Entsetzen seine Herrschaft über sich selbst schwinden fühlt, ruft sich nicht eindringlicher zu: Nimm dich zusammen! wägt seine Worte nicht sorgfältiger, als Paul es that, und als er sprach: „Ich bin heute hart gemahnt worden an eine versäumte Pflicht."

Hart gemahnt? dachte Thekla — das wagt Jemand, das lässest du dir gefallen, und ich lebe in Angst vor dir? — „Sind denn Ihre Eltern so anspruchsvoll?" fragte sie rasch. Auch sie hatte sich aufgerichtet und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Das sind sie wirklich nicht!" rief er, „sie sind nur sehr bedauernswerthe, alte, einsame Leute. — Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß Sie die Tochter dieser alten Leute werden sollen, liebe — liebe Thekla?" fragte er und reichte ihr über das Pult hinweg die Hand, in welche sie ohne Besinnen die ihre legte.

„Gewiß," sprach sie, „ganz gewiß."

Paul begann das Leben zu schildern, das seine Eltern auf dem Lande führten; er schilderte sie selbst mit Wärme und Lebhaftigkeit; er sprach Alles aus, was er den Tag hindurch gedacht, und so lange er lebte, hatte er wohl nie so innige, herzliche und milde Gedanken gehabt.

„Ich will meinen Eltern von Ihnen sprechen," schloß er bewegt. „Sie ist es, die mich zu Euch schickt, will ich sagen, die mich drängte, Euch endlich in Eurer Verlassenheit aufzusuchen. Sie werden dafür geliebt und gesegnet werden, Thekla, und wie wird mich das beglücken!"

Während er sprach, hatte ihre Hand wie todt in der seinen gelegen. Als er nun schwieg, entzog sie ihm dieselbe, spielte mit ihrem Taschentuche, legte es ganz klein zusammen, glättete es auf ihrem Knie, und dieweil er dachte: „O, nur jetzt den Anklang einer weichen Empfindung, nur einen einzigen, leisen Herzenslaut!" — sagte sie: „Ihre Eltern haben sich so lange ohne Sie beholfen, sie werden es noch länger thun . . . Schreiben Sie ihnen, entschuldigen Sie sich — versprechen Sie ihnen zu kommen."

Paul athmete tief auf: „Sie haben mich mißverstanden. Ich brauche mich nicht zu entschuldigen, brauche nichts zu versprechen; meine Eltern denken nicht daran, meine Rückkehr zu fordern. Ich selbst wünsche Sie wiederzusehen — ich selbst sehne mich . . ." Er brach ab und fragte plötzlich: „Begreifen Sie das nicht?"

„Nein! ich begreife nichts, als daß Sie jetzt

nicht abreisen dürfen . . . Abreisen — welch ein Einfall! was treibt Sie denn fort?“

„Ich meinte es Ihnen auseinander gesetzt zu haben . . . Mein Gott, wozu rede ich?!“

„Und — ich?“ fragte sie mit einem langen vorwurfsvollen Blick . . .

Thekla legte die Verwirrung, die sich in Sonnbergs Zügen malte, zu ihren Gunsten aus. Giebt er schon nach oder ist es ihm gar nicht Ernst gewesen mit seinem Reiseplan? Er will vielleicht nur gebeten werden, ihn aufzugeben, und wäre sehr enttäuscht, wenn Thekla keinen Widerstand leistete. Und zum Widerstand ist sie ja entschlossen! . . . Es ist freilich ein wenig mühsam das Alles, und der gute Graf etwas schwerlebig. Aber seine Seltsamkeiten werden sich geben, „wenn Ihr nur erst verheirathet seid,“ meint Mama. Nun denn! Gräfin Sonnberg wird man eben nicht so leicht, wie man etwa — Gräfin Eberstein würde.

Thekla begann eine lebhafte Beredtsamkeit zu entfalten. Sie führte ihr ganzes weibliches Rüstzeug von liebenswürdigem Trotz, von anmuthiger Würde und wehmüthigem Scherze in das Treffen; sie war geistreich und reizend und drohte schließlich auf das unwiderstehlichste mit ihrem Zorne. Paul hörte sie an, aufmerksam, gespannt; er sah ihr in

die Augen, auf die lieblich gekräuselten Lippen; er schien auf etwas zu warten, auf etwas, das nicht kam, und seine Miene wurde immer kälter, immer strenger. Warum? warum dieses steinerne Lächeln, dieser mißbilligende Blick? Worin verfehlte es die kluge Rednerin? Was wollte er eigentlich hören, was verlangte er von ihr? Sie errieth es nicht, noch immer nicht! — und jetzt war sie zu Ende, jetzt wußte sie nichts mehr.

Er aber schien sich grausam an ihrer Rathlosigkeit zu weiden, und sagte, sie scharf fixirend: „Nehmen Sie sich in Acht! Sie machen mich übermüthig. Ich muß glauben, daß Sie den Gedanken nicht mehr ertragen können, acht Tage lang von mir getrennt zu sein. Welche Schwäche, Gräfin, welche Sentimentalität!“

Beim Himmel! wenn er jemals gewünscht hatte sie zu erzürnen, jetzt ward ihm der Wunsch erfüllt! Ihre Wangen flammten, sie erhob sich, eine beleidigte Göttin, und sprach in feuersprühender Entrüstung: „Reisen Sie!“

Klemens hatte nicht aufgehört, die jungen Leute zu beobachten und von Minute zu Minute der Gräfin zu berichten: „Er hört ihr mit Entzücken zu — wie sie aber auch spielt! glockenrein, und immer im Takt, das muß man sagen, diese Thekla ...

Jetzt hält sie inne — spricht ... und er, er brennt! er brennt! er gäbe Funken, glaube ich, wenn man ihn anrühren würde, wie eine Elektrisirmaschine ..."

Der Fürst faltete seine großen weichen Hände, sah die Gräfin an wie ein Andächtiger ein Madonnenbild und fragte: „Wenn diese beiden armen Kinder jetzt vor Sie hinträten und sprächen: ‚Gieb uns deinen Segen! —' was würden Sie thun?"

„Ich würde ihn unbedenklich geben," entgegnete Marianne.

„O Himmel! ... o herrliche Frau!" rief der Fürst und hätte sich bei einem Haar auf seine Kniee niedergelassen. Da schlug Theklas laut gesprochenes „Reisen Sie!" an sein Ohr, und mit Schrecken sah Klemens das Paar, mit dem er es so gut meinte, nun erscheinen — ach, in nichts weniger als glückseliger Eintracht! Da kamen sie, die Gottbegnadeten, die Schicksalsgeliebten, die für einander Geschaffenen, Beide in großer Erregung, die Köpfe hoch, mit finsteren Stirnen, Eines den Blick des Anderen vermeidend, und: „Was giebt es denn?" fragte Klemens in scherzendem Tone, eigentlich aber sehr beunruhigt.

„Der Graf verläßt uns, wünschen Sie ihm eine glückliche Reise," erwiderte Thekla halb ab-

gewandt, und machte sich an dem Tische zu thun, auf welchem der Kammerdiener soeben das Theezeug ordnete.

„Verläßt uns?“ Klemens konnte das nicht glauben, auch dann noch nicht, als Paul es bestätigte. „Papa und Mama besuchen? lächerlich!“ der Fürst war im Begriffe, so boshaft zu werden, als er nur konnte, aber Marianne fiel ihm ins Wort.

Sie sah ihren zukünftigen Schwiegersohn freundlich an und sagte: „Sie haben recht! Gehen Sie. Wir werden Sie zwar schwer vermissen, aber wir sagen doch, Sie haben recht, Ihre guten Eltern nicht zu vergessen. Ich kann mir denken, wie die alten Leute von der Hoffnung auf ein solches Wiedersehen leben, und von der Erinnerung daran zehren monatelang. Sehen Sie sich während Ihres Aufenthaltes im Vaterhause auch das Persönchen gut an, von dem wir schon einmal sprachen, und das ich liebe, ohne es zu kennen. Wenn Sie, wie ich hoffe, bald zu uns zurückkehren, dann werden Sie mir erzählen, ob das kleine Ding eine Individualität besitzt oder nicht!“ Sie drohte lächelnd mit dem Finger: „Sie werden es mir ehrlich erzählen. — Ich wiederhole: Es thut uns sehr leid, daß Sie uns

verlassen, aber wir billigen es von ganzem Herzen. Nicht wahr, Thekla?"

Paul ergriff die Hand Mariannens und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf, der so auffallend lang dauerte, daß Klemens nicht umhin konnte, ein halb verlegenes, halb aggressives Räuspern vernehmen zu lassen und zu denken: „Nun — was heißt denn das?"

Der Rest des Abends verfloß scheinbar auf das angenehmste. Paul wurde heiter und gesprächig. Thekla, anfangs zurückhaltend, stimmte in den fröhlichen Ton ein, den er angeschlagen hatte; sie lachte so gern! und war trotz ihres majestätischen Wesens, dem man viel mehr Neigung zum Ernste als zur Lustigkeit zugetraut hätte, immer aufgelegt, einen guten Einfall zu würdigen, auf einen Scherz einzugehen. Die beiden Herren empfahlen sich zugleich; der Fürst wollte Paul noch bis zu dessen Wohnung begleiten. Er hatte gar viel gegen ihn auf dem Herzen.

„Hör' einmal!" rief er in heller Mißbilligung, als sie auf der Straße angelangt waren. „Ich begreife Dich nicht! Ein solcher Zauderer! . . . Wenn schon abgereist werden muß, warum nicht die Gelegenheit benützen und sagen: Sie kennen mich jetzt — mein Herz — — meinen Charakter —

und so weiter! Darf ich meinen Eltern die Nachricht bringen . . . et cetera! Die Gräfin hätte ihre Zustimmung gegeben; alle Noth eines provisorischen Brautstandes wäre zu Ende, und Ihr wäret im Reinen."

„Wir sind im Reinen; es ist Alles ausgemacht: Wir heirathen uns," sagte Paul. Die Gasflamme, an der sie vorüberkamen, beleuchtete sein Gesicht, das dem Fürsten ungewöhnlich bleich und von einem wilden Ausdruck beseelt erschien. „Wir heirathen uns," wiederholte er, „weil sie Gräfin Sonnberg werden will, und weil ich verliebt in sie bin . . . ja verliebt. — Obwohl sie eine Statue ist, diese schöne Thekla."

Er hörte nicht einmal die Einwendungen, die Klemens machte, und begann plötzlich mitten in dessen Rede: „Die Thorheit hat einmal behauptet, daß Liebe blind sei, und die Gedankenlosigkeit hat es nachgeplappert. Es ist nicht wahr. Liebe hat ein scharfes Auge für den kleinsten Fehler des Geliebten, aber auch das größte Verbrechen würde sie nicht beirren. Sie nimmt es auf mit jedem Feinde, ja es lockt sie, sich zu bewähren, der Hölle zum Trotz! ‚Ich sehe dich, wie du bist', spricht sie zu ihrem Gegenstand. ‚Ich weiß, ich habe zu bestehen keinen Grund, kein Recht; es ist eine Tollheit, daß

ich bestehe — aber ich bestehe doch! ich leide, ich blute, ich verzweifle, aber ich bestehe doch'!"

„Nun nun," sagte Klemens, „es wird so arg nicht sein . . . was Statue! — die Mutter ist auch ein wenig Statue, nicht so sehr allerdings, aber ein bischen doch auch. Mein lieber Sohn, das sind die besten Weiber! Und dann: die Ehe ist für den Mann das Grab, für die Frau die Wiege der Leidenschaft. Uebers Jahr vielleicht klagen unsere Frauen über unsere Kälte, oder es hat sich bis dahin das schönste Gleichgewicht hergestellt."

Der Fürst gab seinen Betrachtungen diesen nothdürftigen Schluß, da sie am Hausthore Pauls angelangt waren und es zu scheiden galt. Sonnberg eilte, sich reisefertig zu machen, und Klemens schlug wie allabendlich den Weg nach dem Klub ein.

In den Abendstunden des zweitfolgenden Tages bewegte sich auf schlechten Wegen ein elender Postkarren, mit mageren, hochbeinigen Mähren bespannt, langsam weiter durch die unwirthbarste Gegend des nordwestlichen Böhmens. Ein öder Winkel in dem schönen Lande! — Rauh weht der niemals rastende Sturm über den schweren Lehmboden, in dem weder

Bäume noch Feldfrüchte recht gedeihen, ein Boden, der emsige Pflege brauchen würde und dem seine spärliche Bevölkerung nur die nothdürftigste zu Theil werden läßt. Ganze Strecken wie übersäet mit Kieseln, Quarzen, Eisensteinen, zwischen denen strauchhohe Disteln ihr ephemeres, aber üppiges Dasein führen. Der Grund durchfurcht von breiten Wasserrissen, von Jahr zu Jahr tiefer ausgeschwemmt durch gethaute Schneemassen, die im Frühling als Wildströme von den Höhen herabstürzten. Kümmerliche Kiefernbestände, auf der Ebene und auf den Abhängen zerstreut, Bäume, dreißig Jahre alt und nicht dicker als der Arm eines Mannes, verkrümmt, fahl, vom Markkäfer zernagt, — keine Wiese, so weit das Auge reicht, kein freundliches Bächlein, das seine Umgebung erfrischte. Die Ortschaften, durch welche die Straße führt, gleichen eine der andern aufs Haar. Ihre kleinen, aus Thonschiefer erbauten und mit Stroh gedeckten Häuser drängen sich an einander, als bedürften sie, um nicht umzukippen, der gegenseitigen Stütze. In der Mitte dieser Ansiedlungen liegt der Teich, von knorrigen Weiden mit gekappten Zweigen umgeben, die sich, so gut es geht, in seinem nur selten klaren Gewässer spiegeln. Ob trüb oder hell jedoch, er ist das Juwel des Dorfes, der Vergnügungsplatz

der bäuerlichen Jugend und des schwimmkundigen Federviehs.

Der Reisende in der Postkarrete blies ruhig die Wolken seiner Cigarre von sich und tauschte von Zeit zu Zeit ein Wort mit dem Kutscher, der über die grundlosen Wege fluchte und auf seine müden Gäule einhieb. Das Gefährt war jetzt an der letzten Anhöhe angelangt, die es noch zu überwinden galt. Beide Männer sprangen vom Wagen, und während der Postillon neben seinen Pferden herschritt, hatte der Fahrgast mit einigen gewaltigen Sätzen den Rand des Hohlweges erreicht und im Sturmschritte bald darauf auch den Hügelkamm. Oben blieb er stehen, den Blick in die Ferne gerichtet. Ein großartiges und zugleich freundlicheres Landschaftsbild bot sich ihm dar.

Hier wogten die Saaten dichter auf besser bestellten Feldern, Raine und Wege waren mit Obstbäumen bepflanzt, wilde Rosen, blühende Schlehdornhecken schmückten den Saum des Thals, das eine dreifache Reihe bewaldeter Berge von der Hochebene trennte. Diese stieg gegen Westen noch einmal empor, um dann sachte abwärts zu gleiten, ohne andere Grenze als den Horizont. Dort aber, wo Erde und Himmel einander zu berühren schienen, stand eine schwarzblaue Wolke, von dem Glanz der

untergehenden Sonne wie mit einem glühenden Ringe feurig und prächtig eingefaßt. Von ihrem dunklen Hintergrunde hob sich ein stattliches Gebäude in verschwimmenden Konturen ab und schimmerte weißlich herüber im Dufte der zitternden Luft. Das ist Sonnberg mit seinen Giebeln und Thürmen, es ist das Vaterhaus, das sein Kind, seinen Herrn aus der Ferne grüßt. Paul steht auf seiner eigenen Scholle; der verwitterte Markstein, an den sein Fuß stößt, trägt ein wohlbekanntes Zeichen.

Wie hatte ihm das Herz gepocht, als Knabe und als Jüngling, wenn er an dieser Stelle angelangt, sein altes Heim alljährlich wiedersah, und nun nach Monaten voll Arbeit und Mühe fröhliche Ruhetage vor ihm lagen, ein jubelnder Empfang ihn erwartete, offene Arme sich ihm entgegenstreckten, offene Herzen ihm entgegenschlugen. Auch jetzt überkam es ihn mit der Empfindung seiner Jugend. Von einer plötzlichen heißen Ungeduld erfaßt, hieß er den Kutscher langsam auf der Straße weiter fahren, während er selbst querfeldein, über die Schlucht und den Steinbruch in gerader Linie auf das Ziel seiner Wanderung zueilte. Es hieß oft mühsam auf- und abwärts klimmen, und trotz der Raschheit, mit welcher er allen Hinder-

nissen zum Trotz vorwärts schritt, war eine Stunde verflossen, bevor er die Mauer des Parkes erreichte.

Außerhalb derselben stand einst ein prächtiger alter Nußbaum; Paul pflegte ihn zu ersteigen und sich an seinen, die Mauer überhangenden Zweigen in den Park herabzuschwingen. Den Baum suchte er nun vergebens, er war gefällt worden, ein kurzer Stumpf nur blieb von ihm übrig; einige Schritte jedoch von diesem entfernt, befand sich eine regelrechte Bresche, durch welche auch fleißig ein und ausgegangen wurde von zwei- und vierbeinigen Geschöpfen, wie die Spuren im zertretenen Gras und im Schutte deutlich verriethen.

Auf diesem unerlaubten Wege drang Paul in das Schloßgebiet. Die vor ihm Angekommenen waren zwei Kühe und ihre Hüterin, ein kaum siebenjähriges Mädchen. Das Kind trat unbefangen auf den Fremdling zu, reichte ihm die kleine schmutzige Hand und sagte in singendem Tone: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„Und die Gemeinde-Polizei!“ antwortete Paul.

Sofort wandte die Hirtin sich ab, und ihre entrüstete Miene sagte: Den frevelhaften Spaß versteh' ich nicht.

Paul betrat das Fichtenwäldchen, durch welches

man zum oberen Theil des Parks gelangte. Es war sehr gelichtet. Die schönsten Bäume, ihrer Zweige beraubt, schwankten traurig im Winde; andere hatten sich über kleinere Nachbarn gebogen und erdrückten sie mit ihrer Wucht; noch andere lagen schon umgestürzt auf dem Boden; überall zeigten sich Spuren der Verwahrlosung und der kecken Eingriffe, zu welchen sie herausfordert.

Am Ausgange des Wäldchens, auf einem Wiesenplan erhob sich, von Jasmin und Fliederbüschen im Halbkreise umgeben, ein schlanker, großblätteriger Ahorn. Er breitete die zierlichen Aeste über eine zersprungene und halb in den Boden eingesunkene Bank zu seinen Füßen. Paul hielt plötzlich an; die Bank, den Baum kannte er gar gut. Das war die Stelle, an welcher er vor vier Jahren um sein junges Weib geworben. Hier hatte er sie gefunden, als er — einmal schwach in seinem Leben! — den Bitten seiner Eltern nachgegeben, einen raschen Entschluß gefaßt und gekommen war, die holde Hausgenossin zu fragen: „Willst Du's mit mir wagen, Marie?"

Sie hatte zu dem kühlen Bewerber einen Blick voll Thränen, Angst und Bitten erhoben und geantwortet: „Nein! nein!"

Das klang anders als der Ausbruch des Jubels,

der von ihm erwartet worden war, zornige Enttäuschung trieb ihm das Blut ins Gesicht, und heftig rief er: „Warum? sage — warum?“

Das Haupt gebeugt, die schmalen Hände im Schoße gefaltet, lehnte sie sich an den Stamm des Baumes. Sie vermied seinen Blick, ihre Lippen zitterten, doch sprach sie in festem Tone: „Weil Du mich nicht liebst, und — weil ich Dich liebe. Es wäre ein Unglück.“

Was half ihr Sträuben? Er wollte es. Jetzt, nachdem er den ungeahntesten Widerstand gefunden, jetzt wollte er's!

Sie behielt Recht ... Es war ein Unglück gewesen. —

Paul fuhr mit der Hand über sein Angesicht und flüsterte im Weiterschreiten: „Arme Marie!“

Allmälig hatte der Wind sich gelegt; wie aufathmend nach schwerem Kampfe hoben die Bäume ihre Wipfel und streckten ihre Gezweige im Abendthau. Schläfrig zwitscherten Grasmücken im Gesträuch, ein paar Schwalben schossen pfeilschnell dem nahen Schlosse zu. Der Duft von Millionen Blüthen schwamm in der kräftigen Luft; immer lautloser wurde die schlummertrunkene Natur; ringsumher überzog sich Alles wie mit durchsichtigen

grauen Schleiern. Paul war aus dem letzten Laubgange getreten, der ihn noch trennte von dem Blumen-Paterre vor dem Schlosse. Eine breite Steintreppe mit schwerem Geländer führte von dem Saale im ersten Geschoß in den Garten hinab. Die Thür des Saales stand geöffnet; oben auf der Schwelle schimmerte etwas Weißes, ein winziges Wesen, das zu hüpfen, zu winken schien, und langsam ihm entgegen bewegten sich auf den Stufen zwei dunkle Gestalten . . .

„Vater! Mutter!“ rief Paul und war im nächsten Augenblicke bei ihnen. — Sie wandten sich um, der Greis stammelte den Namen seines Sohnes, über das Gesicht der Mutter flog ein Ausdruck der Verzückung, sprachlos streckte sie die Arme aus, ihre Kniee wankten. Paul erfaßte die alte Frau und drückte sie an sich. Der Vater stand neben den Beiden, klopfte Pauls Schulter mit schüchterner Zärtlichkeit und ermahnte die Mutter: „So, so — laß ihn — er liebt das nicht — es ist genug —“ Er selbst erwiderte kurz die Umarmung seines Sohnes: „Da ist noch Jemand,“ sagte er und deutete auf ein blasses Kindchen, das der eben stattgefundenen Begrüßung mit bangem Erstaunen zugesehen hatte, und das sich nun vor dem fremden Manne hinter dem Thür-

flügel verkroch und die Augen scheu mit seinen blutlosen Händchen bedeckte.

In Jahren waren den Dienern des Hauses nicht so viele Befehle und Aufträge ertheilt worden, als in der ersten Stunde nach Pauls Ankunft. Die Gräfin hatte ihr Leben damit zugebracht, in seinen Zimmern von den Kissen des Lagers bis zu den Federn auf dem Schreibtische, alles zu seinem Empfange zu augenblicklicher Benutzung bereit zu halten; aber jetzt, wo er da war, in Wirklichkeit, er selbst und nicht nur ein Traum von ihm, jetzt schien es ihr, als sei nichts geschehen, als fehle es überall. Sie ging aus und ein, kaum zurückgekehrt besann sie sich, daß sie noch mit dem Haushofmeister, mit dem Koch zu sprechen habe, und abermals verließ sie das Gemach.

Ihr Mann folgte ihr besorgt mit den Augen; eine sichtliche Unruhe ergriff ihn, so oft sie von seiner Seite wich: „Sie wird sich ermüden, sich krank machen, aber ja, das sind die Mütter — Du mußt Geduld haben.“

Seine Hände zitterten, etwas greisenhaft Aengstliches sprach sich in seinem Wesen aus; er hielt inne

inmitten eines Satzes, der Faden des Gesprächs entglitt ihm — wie alt war er geworden!

Als man sich endlich, um eine Stunde später als gewöhnlich, im großen Speisesaale zu Tische setzte, mußte noch eine Zeitlang auf das Abendessen gewartet werden. Der gebrechliche Büchsenspanner, der magere Kammerdiener und der asthmatische Bediente schlichen mit den gekränkten Mienen umher, die alte Domestiken annehmen, wenn man sie in ihrer gewohnten Ordnung stört. Der Graf war seit seinem Eintritt in den Saal noch stiller geworden, hielt die Augen gesenkt und erhob sie nur flüchtig, um seiner Frau einen raschen, fragenden Blick zuzuwerfen, den sie mit verständnißvollem Nicken beantwortete. Bei einer besonders auffallenden Ungeschicklichkeit des Hofstaats sagte die Gräfin entschuldigend zu Paul: —

„Hab' Nachsicht, die Leute sind nicht gewöhnt — — für den Vater und mich ist Platz genug im kleinen Lesezimmer; wir haben hier nicht mehr gespeist seit dem — seit dem Tode . . .“

Die Stimme versagte ihr.

„Ja, ja,“ murmelte der Greis, und die Thränen, die an seinen Wimpern gezittert hatten, fielen auf seinen Teller herab. Er machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, und ein freudeloses, be=

schämtes Lächeln glitt wie ein verirrter Funke über seine Züge.

Ist es denn möglich? so neu noch dieser Schmerz, so unvergessen noch dieser Verlust?

Wieder trat eine lange Pause ein, auch Paul war still geworden. Die Lampen, die lange außer Gebrauch gestanden, verbreiteten ein schwaches Licht in dem großen Raume; ihr trüber Schimmer beleuchtete die Gesichter der beiden Alten mit fahlem Scheine. Müdigkeit sprach aus ihren verwitterten Zügen — Lebensmüdigkeit, eine tiefe Sehnsucht nach der Ruhe, die auf Erden nicht zu finden ist. Die lang ersehnte Freude des Wiedersehens mit dem einzig geliebten Sohne, nun war sie erlebt und hatte die glückentwöhnten Menschen tödtlich erschöpft. Da haben sie ihn nun, der ihr Abgott, ihr Ein und Alles ist; nichts fehlt zu ihrer Seligkeit als — die Kraft, sie zu genießen.

Eine traurige Veränderung ist mit ihnen vorgegangen. Sie so gebrochen zu finden, hatte er nicht erwartet.

Pauls Gedanken wanderten nach dem traulichen, duftenden, hellerleuchteten Salon der Gräfin Marianne. Der Thee dampfte in chinesischen Tassen, das englische Silbergeschirr blinkte, französische Confitüren standen in zierlichen Schalen auf dem

geschmackvoll gedeckten Tische. Lautlos schritten die Lakaien ab und zu, der Kammerdiener glitt servirend umher, unhörbar und emsig, lächelnde Dienstfertigkeit in jeder Miene. Die Damen plauderten, Fürst Klemens hörte ihnen zu, stimmte bei, bewunderte, betete an, Gräfin Erlach kicherte und scherzte ... Ja, dort konnte Paul sich Thekla denken, hier — nimmermehr! Sie, mit ihrer Prachtliebe, ihrer Lebenslust, was soll sie in diesem altmodischen Wesen, in dieser Greisen-Atmosphäre? Ein unbesiegbares Mißbehagen wird sie ergreifen bei dem ersten Schritt über diese Schwelle, niemals wird sie sich hier heimisch fühlen. .. Paul möchte das kühle Mitleid nicht sehen, mit dem ihr Blick über die Häupter seiner Eltern hingleiten würde. Die bloße Vorstellung davon ... Das Blut schoß ihm heiß in die Stirn, und er biß die Zähne zusammen.

Sein Vater und seine Mutter tauschten leise einige gleichgültige Worte, sahen dabei ängstlich in sein verfinstertes Angesicht und sagten zu sich selber: „Es wird ihm nicht wohl bei uns, es *kann* ihm bei uns nicht wohl werden!"

Die Thurmuhr schlug zehn. Immer lauter wurde am Credenztische das Aufziehen und Zuklappen der Laden und Thüren, ein unmotivirtes

Hin- und Hergehen, immer verständlicher die Mahnung der Dienerschaft: Was zögert ihr so lange? geht schlafen, es ist Zeit!

— Geht schlafen! . . . Diese Mahnung mag wohl oft wortlos zu den Alten dringen. Niemand verhindert es, Niemand steht neben ihnen, der ein Recht hätte zu befehlen: Achtung vor denen, die mir heilig sind!

Die Eine, die es gethan, ist dahin; die Eine, die sie nicht verschmerzen können, die ihre Stütze und ihre Freude war.

Paul erhob den Blick zu dem leeren Platz ihm gegenüber. Zum ersten Mal vermißte er die freundlichen Augen, denen er dort immer zu begegnen gewohnt war, die stets so innig gefragt hatten: Bist du zufrieden? Worin haben wir's verfehlt? Was willst du? Was geht in dir vor?... Augen, die aufleuchteten, wenn er heiter, sich trübten, wenn er mißmuthig war. Die liebevolle Ausdauer, mit der sie auf ihm ruhten, hatte ihn oft ungeduldig gemacht, und jetzt — wie wohl hätte es ihm gethan, nur einmal hineinschauen zu können in diese klaren, tiefen, treuen Augen!

Als der Sohn des Hauses am nächsten Morgen erwachte, war sein Zimmer wie in Licht gebadet. Durch die hohen Fenster flutheten die Strahlen der herrlich aufgehenden Sonne. Es hatte in der Nacht geregnet, große Wassertropfen glitzerten im Grase, auf den Blättern der Bäume, im Kelche der duftenden Blüthen. Frisch wehte die Morgenluft, nicht ein Wölkchen stand am Himmel. Paul kleidete sich rasch an und verließ das noch im Schlaf liegende Haus.

Im Hofe kamen ihm seine Jagdhunde entgegen und thaten sehr verwundert, als sie ihren Herrn erkannten.

„Da seid ihr ja!" rief er und streichelte ihnen die Köpfe. „Gestern haben sich die Herrschaften nicht blicken lassen. Vorwärts jetzt: allons! allons!"

Sie beantworteten diese Aufforderung mit einem entschuldigenden Wedeln ihrer fleischigen Schwänze und mit einem Gähnen, das gar kein Ende nehmen wollte. Ihre matten Augen sprachen: „Bist du gescheit? Wir sind zu dick geworden zu derlei Späßen." Und als Paul seine Einladung wiederholte, krochen die Thiere, so rasch als ihr Körperumfang es gestattete, in ihre Hütte zurück. Erst als er hinweggegangen war, schlüpften sie wieder heraus, setzten sich jedes an einen Pfeiler des

Thores und sahen ihm mit liebevollen Blicken nach.

Im Dorfe hatten die Leute bereits ihr Tagewerk begonnen. Der Gemeindehirt trieb die Herde der Weide zu, Weiber füllten ihre Wassereimer am Brunnen, Arbeiter waren auf dem Wege nach dem Felde; alle, denen Paul begegnete, grüßten ihn, hießen ihn willkommen. Die Weiber sahen ihn mit neugieriger Theilnahme an, eine von ihnen rief ihm von Weitem zu: „Jetzt sind Sie halt allein!“

In nächster Nähe der Pfarrei, und viel ansehnlicher als diese, erhob sich ein großes blankes Bauernhaus. Ein gewölbter Bogen trennte es von den Scheunen und Ställen, und durch denselben blickte man in einen weitläufigen Obstgarten, mit reihenweis gepflanzten, roth und weiß blühenden Bäumen. Vor dem Hause ein schmaler Streifen kurzen grünen Grases, mit Malven und Levkoyen bepflanzt und mit einem netten Holzstakete umgeben. Die Fenster blank gescheuert, der Sockel grau getüncht, und über dem ganzen Gehöfte ein Anstrich von ruhigem Behagen und solider Wohlhabenheit, wie sie immer seltener werden „bei uns zu Lande auf dem Lande“. Aus dem Hause trat ein alter, untersetzter Mann in blauem, bis an die Fersen reichendem

Rocke, der, bei jedem Schritte auseinander flatternd, die schwarze Kniehose und die hohen, glänzend gewichsten Stiefel sehen ließ. Auf dem Kopfe trug der Alte einen niedrigen Hut mit aufgerollter Krempe, an der Weste Silberknöpfe; kurz: es kleidete sich keiner im ganzen Dorfe am Kirchweihfeste so staatlich, wie er am Werkeltag. Dafür war er aber auch Balthasar der Große, Balthasar Schießl, der reiche, gescheite: Ein Mann, der's mit jedem „Herrn" aufnimmt, eine Handschrift schreibt, die manche Leute sogar lesen können, bei Gott! nebstbei zwölf Melkerinnen im Stalle hat und jahraus, jahrein seine vier Paar Ochsen einspannen lassen kann. Ein Mann, der einmal, als er nach der Stadt fuhr, um dort Steuern zu zahlen, im Gasthofe zum Adler auf einem Sitz zweihundert Gulden verloren, baar auf den Tisch ausbezahlt, von dem Tage an aber nie mehr eine Karte angerührt hat.

Balthasar eilte in raschen Schritten auf Paul zu und reichte ihm die Hand: „Das ist ja schön, daß Sie einmal wieder zu uns kommen," rief er. Sofort entspann sich ein Gespräch, und sie wanderten zusammen weiter. Paul fragte nach Dem und Jenem, und erhielt auf die Frage: „Wie geht es ihm?" regelmäßig die Antwort: „Gut." Nachträglich kam dann: „Dem Ersten haben die

Schuldner das Haus über dem Kopf verkauft, der Zweite, ja, der hat sich versoffen, zieht als Vagabund herum, Weib und Kinder gehen in den Tagelohn. Der Dritte . . . das is' halt eine G'schicht — dem sein Sohn, der sitzt." „Warum nicht gar! Was hat er denn angestellt?"

„Es heißt, wissen's, daß er den Heger erschossen hat."

„Es heißt! es wird wohl nicht nur heißen."

Der Alte schwieg eine Weile, dann sah er Paul von der Seite an, zeigte lachend zwei Reihen Zähne, gelblich wie Elfenbein und fest wie eine Mauer: „Ja, sehen's, ich sag'" . . . Er spreizte die Finger auseinander und setzte seine Hand in eine langsam wiegende Bewegung: „Es kann sein — und es kann auch nit sein."

„Ich kenn' Euch!" sprach Paul.

„So?" fragte der Bauer, und in dem einen Worte und dem Blicke, womit er es begleitete, lag eine ganze Reihe spöttischer Zweifel.

Paul fuhr eifrig fort: „Ihr seid immer dieselben! Von der Wilddieberei könnt Ihr nicht lassen. Heute wie vor zwanzig Jahren wird nur so hinein gehauen in unsere Wälder, werden unsere Wiesen abgegrast . . ."

„Die meinen auch," sprach Balthasar.

„Und wo bleibt der Respekt vor fremdem Eigenthum? Wann werden die Leute endlich lernen, daß ein Unterschied ist zwischen Mein und Dein?"

Der Alte zog seine Pfeife aus der Tasche und begann ruhig sie zu stopfen. Sie waren jetzt in die Nähe der Schule gekommen. Vor der Thür stand ein junger Mensch, schäbig aber stutzerhaft gekleidet, und schäkerte mit einer frech aussehenden Dirne.

„Das ist der neue Schullehrer," sagte Balthasar in nachlässigem Tone.

— „Der? der junge Bursch? Der kann ja selbst die Schule nicht absolvirt haben."

„Hat's auch nit."

„Wie so? Ist er relegirt worden?"

„Es heißt, daß er, wissen's, drinnen in der Stadt, aus dem Schulzimmer, oder von wo? Maschinen mitgenommen hat, um d'ran zu studiren. Aber — vergessen muß er haben, daß sie ihm nit gehören, denn sonst —," sprach Balthasar mit einer pfiffigen Harmlosigkeit, die des größten Schauspielers würdig gewesen wäre, „denn sonst hätt' er sie ja nit verkaufen können."

„Das wißt Ihr?" rief Paul, „und den macht Ihr zum Schullehrer? Den duldet Ihr?"

„Wir haben ihn nit g'rad ausgesucht, aber er

hat halt ‚Prodektion‘, und wenn er einmal dasitzt, bringt ihn selbst unser lieber Herrgott nit weg, das müssen Sie auch wissen, Herr Graf,“ setzte Balthasar hinzu, zufrieden mit dem Eindruck, den das Streiflicht hervorbrachte, welches er auf die Ortszustände geworfen.

„Eure Schuld, wenn er dasitzt . . . Jetzt habt Ihr ihn, könnt Eure Kinder zu ihm in die Schule schicken!“

„Ich schick’ die meinen nit.“

„Ihr schickt sie nicht? Existirt vielleicht kein Schulzwang in Sonnberg?“

„Ich zahl’ halt Straf’,“ antwortete der Bauer mit ruhigem Lächeln. „Ich kann’s ja thun.“

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander, Beide in Gedanken nicht angenehmer Art versunken.

„Wenn die Frau Gräfin,“ sagte der Alte auf einmal, und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Hute, „wenn die Frau Gräfin noch am Leben wäre, so was wär’ nie geschehn . . . Und hier —“ setzte er, in plötzlich verändertem Tone hinzu, „thät’ es auch anders aussehn!“

Er deutete auf den großen, mit verschwenderischem Luxus erbauten Meierhof, dem sie sich allmälig genähert hatten.

Paul meinte, das könne man doch nicht wissen, aber daß es hier nicht aussehe, wie sich's gehöre, sei allerdings ausgemacht. In der That, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Das Vieh in schlechtem Stande, die Gebäude vernachlässigt, die kostbaren Maschinen, die Paul aus England geschickt hatte, zwar noch nicht benützt, aber schon beschädigt, im Freien, jedem Unwetter ausgesetzt, während der Schuppen daneben mit elendem Gerümpel angefüllt war. Alles schmutzig, unordentlich durcheinander geworfen, alles verwahrlost, und weder Knecht noch Magd sichtbar, kein Mensch in der Nähe, den man hätte fragen können: „Wie geht das zu?"

Balthasar steckte die Pfeife, ohne sie jedoch anzuzünden, zwischen die Zähne, stemmte beide Arme in die Seiten und sagte: „Die Frau Gräfin ist todt, die alten Herrschaften sehen nix mehr — und Sie . . ." sein Mund verzog sich ironisch: „Sie haben halt gar zu viel zu thun!"

Im Amtshause, das von dem Meierhofe nur durch die Straße getrennt war, und das mit seinen zwei Geschossen, seiner verzierten Façade und seinem

französischen Dache einem Schlößchen glich, wurde es plötzlich lebendig. Ein Fenster im ersten Stocke war geöffnet und so rasch wieder zugeschlagen worden, daß die Trümmer zerbrochener Scheiben klirrend zu Boden fielen. Darauf entstand in dem Hause eine Bewegung, wie in einer überrumpelten Festung, und endlich erschien auf der Schwelle ein großer, breitschultriger, sehr dicker Mann. Sein Gesicht hatte die Form und den Umfang eines Tellers und die Farbe einer Feuernelke. Als Balthasar den Herrn Verwalter kommen sah, machte er sich eilig von dannen. Die langen Schöße seines Rockes flogen hinter ihm her und waren anzusehen wie die Flügel eines Nachtfalters. Er rückte vor dem Verwalter kaum den Hut, und dieser erwiderte den kurzen Gruß mit auffallender Freundlichkeit. Hingegen vergab er seiner Würde dem Herrn Grafen junior gegenüber nicht ein Jota.

„Der Herr Graf sind da,“ sprach er bitter und vorwurfsvoll, „begeben sich stante pede in die Oekonomie, ohne mich haben avisiren zu lassen. Ich darf die Gnade nicht haben, theilzunehmen an der Inspektion.“

„Nur eine Morgenpromenade, lieber Vogel. Allerdings bin ich nicht erbaut von dem, was ich bisher sah und hörte,“ erwiderte Paul, theils ergötzt,

theils geärgert durch die gewundenen Reden des feierlichen Herrn, den dessen feinfühlende Gemahlin „Mein opulenter Mann“, zu nennen pflegte.

„Ah, — — Insinuationen! . . .“

„Davon ist nicht die Rede, aber werfen Sie doch nur einen Blick um sich!“

„Das thue ich täglich,“ entgegnete der Herr Verwalter mit einem Selbstbewußtsein, als ob es auf Erden nichts Ruhmvolleres geben könne, als Blicke um sich zu werfen. „Jeden vom Dache gefallenen Ziegel, jede gestohlene Latte, Herr Graf, Sie finden sie wieder — im Wirthschaftsjournal. Aber jedoch adaptirt, restaurirt darf nichts werden. Wir haben strikten Enthaltungsbefehl. „Thun Sie nichts ohne meinen Sohn!“ ist des Herrn Grafen stets von Neuem wiederholt ertheilte Weisung, der sich fügsam zu erweisen nicht immer ganz leicht fällt.“

„Weniger wörtlich befolgt wäre der Befehl besser befolgt,“ versetzte Paul. Er hatte den Rückweg angetreten und eilte rasch vorwärts, belästigt durch die Begleitung des Herrn Verwalters, dem es, wie sein schnaubender Athem verrieth, schwer wurde, mit ihm Schritt zu halten.

Am Ausgange des Dorfes befanden sich einige elende Baracken: die sogenannten „herrschaftlichen“

Arbeiterwohnungen. Der Wind blies durch ihre zerklüfteten Mauern, die Scheiben ihrer kleinen Fensterchen waren zerbrochen oder erblindet, die Löcher in ihren halb abgedeckten Dächern gemahnten an aufgerissene, hungrige Mäuler. Den Vordergrund des Jammerbildes bildete eine Pfütze, in der eine zahlreiche Kinderschar mit einem Vergnügen herumpatschte, das gewisser Geschöpfe würdig gewesen wäre, die mit mehr Beinen und mit weniger Gottähnlichkeit ausgestattet wurden, als das menschliche Geschlecht.

„Unsere Arbeiterwohnungen!“ rief Paul entrüstet — „durfte auch hier nichts hergestellt werden? . . . Es war schon der Wunsch meiner verstorbenen Frau, daß sie niedergerissen und an ihrer Stelle neue, geräumigere errichtet würden.“

Der Verwalter lächelte: „Hauptsächlich aus Moralitätsgründen. Die Frau Gräfin nahmen Anstoß daran, mehrere Personen unterschiedlichen Geschlechtes in nicht unterschiedlichen Lokalitäten unterbringen zu lassen. Die hochgeborne Frau vergaßen, daß derlei hier überall vorkommt. Wir haben Wohnungsnoth in Sonnberg. Die Leute sind es gewöhnt, und warum sollte es der Arbeiter besser haben als der Bauer? Es würde schlechtes Blut zu machen, zu befürchten geben . . . Auch kann

Niemand der Gutsverwaltung zumuthen, sich zur Tugendwächterin der Bevölkerung aufzuwerfen, und haben die Leute ihren eigenen Standpunkt — wie der Herr Graf dereinst selbst der hochseligen Frau Gräfin zu bedenken zu geben geruhten."

So war's. Mehr aus Widerspruchsgeist als aus Ueberzeugung hatte Paul damals die Forderung abgewiesen, die seine Frau an ihn gestellt, eindringlich im Namen der Menschlichkeit. Einen Augenblick war er nahe daran gewesen, einzuwilligen, denn im Stillen gab er ihr Recht. Aber war er der Mann, der gemahnt zu werden brauchte an die Erfüllung einer Pflicht? — Würde er sie als solche anerkennen, ihr wäre längst Genüge geschehen. Demnach hatte Paul ein rasches Ende gemacht, erklärt, er wolle von der Sache nichts mehr hören, und über die Subjektivität der Weiber gespottet, die immer sich, immer nur sich in die Lage der Andern versetzen können und unfähig sind, irgend ein Verhältniß anders als persönlich zu beurtheilen.

„Mitleid ist Schwäche!" hatte er ausgerufen, plötzlich aber innegehalten, weil ihm ein Zweifel an der Unbestreitbarkeit dieses Satzes aufgestiegen war, weil ihn beim Anblick des Schmerzes, den sein Starrsinn verursachte, eine Regung überkommen

hatte, derjenigen beinahe ähnlich, die er soeben verdammt . . .

Die junge Frau jedoch, wie hatte sie in seiner Seele zu lesen gewußt! Das leise, kaum eingestandene Gefühl, das zu ihren Gunsten sprach, wie war es sogleich von ihr errathen, wie dankbar sein Erwachen begrüßt worden! Wie hatte sie, mit neubelebter Hoffnung auf den Sieg ihrer guten Sache, die Arme um den Hals ihres Mannes geschlungen, den Kopf an seine Brust gedrückt, voll zärtlicher Begeisterung zu ihm emporgesehen und ihm zugeflüstert: „O du Schwächling!"

Ja, ja, sie war anmuthig gewesen und hold. — — —

Paul fuhr auf aus seinem Sinnen. „Nehmen Sie an," sprach er zu seinem Begleiter, „daß ich heute anders denke als zu jener Zeit, daß ich einsehe — kurz, suchen Sie die Pläne zu den Arbeitshäusern hervor, die meine Frau damals zeichnen ließ. Der Bau soll sogleich in Angriff genommen werden."

Der Beamte steckte mit Würde die Hand in seine Weste. „Herr Graf scheinen einen Systemwechsel vorzunehmen zu beabsichtigen. Vielleicht intensive Wirthschaft, was hier nicht geht! . . . Wovon Herr Graf sich selbst genugsam überzeugten, und was ich mehrmals die Gnade hatte zu bemerken,

dereinst bei unvergeßlichen Gelegenheiten, in denen mir das Unglück widerfuhr, mir das Mißfallen der hochseligen Frau Gräfin zuziehen zu müssen."

Ein hämischer Zug verunstaltete seine feisten Lippen, so oft er von der Verstorbenen sprach.

Dieser hoffärtige Mensch hat sie gehaßt und grollt ihr noch nach dem Tode. Er verzeiht es ihr nie, daß sie so manchen Kampf gegen ihn siegreich geführt. Siegreich, denn sie war stark, muthig und verständig, dachte Paul, und entließ den Herrn Verwalter mit einigen trockenen Worten.

Der Graf und die Gräfin erwarteten ihren Sohn zum Frühstück im Saale, beide, nach altem Brauche, sorgfältig gekleidet vom frühen Morgen an. Sie im grünen, glatten Seidenkleide, das nur wenig über die Knöchel reichte und die ausgeschnittenen, kreuzweise gebundenen Schuhe sehen ließ. Die lichten Locken, zu beiden Seiten der Stirn aufgesteckt, das feine Gesicht mit den milden Augen, von einer weißen Haube umgeben, die ganze Gestalt wie aus einem Rahmen eines edlen, aber verblaßten Bildes getreten, das vor dreißig Jahren gemalt worden war. Ihr Mann, der sie einst um

Kopfeslänge überragte, sah jetzt nicht größer aus als sie. Seine breite Brust war eingesunken, seine Schultern hatten sich gewölbt. Aber schön geblieben waren die herrlichen Züge seines Gesichtes. Den kahlen Scheitel des wie aus Erz geformten Hauptes umgab ein Kranz von schneeigen Haaren, und wie weiße Seide schimmerte der Bart, der auf die Brust des Greises niederwallte.

Der Graf stand am Fenster auf seinen Stock gelehnt und sprach:

„Er ist schon draußen, schon seit sechs Uhr, sieht sich um, wird Befehle geben; Einrichtungen treffen, Alles nach der neuen Art, Alles anders als zu unserer Zeit, und tausend Mal besser. Ja, der versteht's! Der Vogel wird sich freuen, daß er einmal wieder etwas lernen kann."

Die Gräfin meinte, dies sei ohne Zweifel der Fall und könne nicht schaden; es gäbe so Manches zu thun in Sonnberg und gewiß, ein gewöhnlicher Mensch fände hier ein überreiches Feld für seine Thätigkeit, aber für Paul ist das alles zu kleinlich, zu gering, der bescheidene Beruf eines Landwirths der füllt einen solchen Mann nicht aus. „Wie lange er wohl bei uns bleibt?" schloß sie ihre Betrachtungen.

„Danach darf man ihn nicht fragen!“ rief der Greis. „Du weißt, das kann er nicht leiden. Nur keinen Zwang, nur keine Liebestyrannei!“

Paul war während dieser letzten Worte eingetreten, und man setzte sich an den Frühstückstisch. Er freute sich im Stillen über das frischere Aussehen der beiden alten Leute. Die Nachtruhe, die ihnen der Gedanke gar süß gemacht, daß ihr Sohn einmal wieder unter demselben Dache mit ihnen schlafe, hatte sie unsäglich erquickt.

„Bist Du zufrieden mit unserer Wirthschaft?“ fragte der Graf. „Vogel hält strenge Ordnung, ein braver Mann, das muß man ihm lassen . . . auch fehlt uns nichts als baares Geld. Das Erträgniß, sagt Vogel, das Erträgniß! — ja, leider. Es wird ihm oft schwer, die großen Regiekosten zu bestreiten.“

— Die Regiekosten? dachte Paul, o lieber Vogel! o lieber — Schurke! du hast dich sonderbar ausgewachsen. Meine Abwesenheit bekommt dir schlecht. — Er antwortete ausweichend, vorläufig könne er noch keine Meinung abgeben, in einigen Tagen aber, nächste Woche vielleicht . . .

„Nächste — Woche?!“ wiederholten seine beiden Eltern zugleich. So lange bleibt er? o Glück! sie dachten nicht mehr ein solches zu erleben. Die

Mutter vergaß in ihrer Freude einen Augenblick die stets geübte Zurückhaltung, die sich jede Aeußerung der Zärtlichkeit versagte. Sie glitt schmeichelnd mit den Fingern über den auf dem Tische ruhenden Arm ihres Sohnes. Es lag in dieser schüchternen Berührung so viel unterdrückte Liebe, ein so unaussprechlicher Dank, daß Paul innig sprach: „Gute Mutter!“ ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte. Die Gräfin warf einen Blick voll seliger Ueberraschung auf ihren Gatten, dessen Angesicht dieselbe Empfindung aussprach. Sie schienen sich zu fragen: Was ist das? — was ist geschehen? ist er's denn noch?

„Je länger Du bleibst, um so besser für uns,“ sagte der Graf. „Du bist immer willkommen, lieber Sohn.“

Den alten Leuten war seltsam zu Muthe — ungefähr wie frommen, verzückten Betern, zu denen der steinerne Heilige, vor dem sie knieen, sich plötzlich niederbeugen und Worte des Segens über ihre Häupter sprechen würde.

Die Unterhaltung gerieth ins Stocken, das Frühstück war beendet; Paul ging auf sein Zimmer, mit der Absicht — an Thekla zu schreiben.

Nur eine Spanne Zeit trennte ihn von dem Augenblick, in dem er Abschied von ihr genommen,

es hatte sich darin so gut wie nichts begeben, nicht ein Ereigniß, das der Mühe lohnte, erzählt zu werden, und doch, ihm schien sie lang und inhaltsreich, diese kurze stille Zeit, er meinte fast in ihr mehr erlebt zu haben als in seinem ganzen übrigen Dasein. Womit soll er seinen Brief beginnen, den ersten, den er an Thekla schreibt?: „Meine Gedanken haben Sie nicht verlassen . . .“ — Eine Lüge! — „Ich habe meine Eltern wohlauf gefunden . . .“ Was kümmern sie seine Eltern? Diese schlichten Leute werden ihr immer fremd bleiben, und sie auch ihnen.

Aber das Kind, dessen Mutter sie werden und das sie lieben lernen soll, von dem will er ihr sprechen. Nur muß man kennen, was man beschreiben will, und er hat die Kleine noch kaum gesehen, wie absichtlich schafft man sie ihm aus dem Wege, erwähnt ihrer nicht, gedenkt es ihm wohl noch, daß er dereinst zu behaupten pflegte, kleine Kinder seien ihm ein Greuel. Das war damals nur halb und ist jetzt gar nicht mehr wahr, Eltern jedoch glauben nichts schwerer, als daß mit ihren Kindern eine Veränderung vorgehen könne. Paul erhob sich, um zu schellen, und in diesem Augenblicke wurde nach leisem Pochen die Thür geöffnet und sein Töchterchen trat ein. Es klam=

merte sich dabei mit einer Hand an den Rock seiner Wärterin, in der anderen trug es einen Veilchenstrauß. Einen solchen, ganz so gebunden, legte Marie dereinst täglich auf seinen Schreibtisch: dort hatte er ihn soeben halb unbewußt vermißt.

„Das bringen wir dem Papa," sprach die Wärterin. Sie beugte sich zu der Kleinen nieder und suchte sich von ihr loszumachen. „Es ist ein guter Papa, geh' zu ihm, mein Engel, geh'!"

Es entstand ein langer, in flüsterndem Tone geführter Wortwechsel zwischen Mariechen und ihrer Pflegerin, dem Paul damit ein Ende machte, daß er der letzteren befahl, sich zu entfernen.

„Und das Kind?"

„Das bleibt bei mir."

„Ganz allein? Es ist so scheu — Sie sind ihm so fremd —"

Unwillig wiederholte Paul seinen Befehl, die Frau erlaubte sich keine Einwendung mehr, sie ging bestürzt von dannen, und ihr Zögling, noch viel erschrockener als sie, hatte nicht einmal den Muth, sich nach ihr umzuwenden.

Wie eine kleine Bildsäule blieb Mariechen regungslos an ihrem Platze und senkte das traurige Gesicht tief auf ihre Brust.

„Arme, verkümmerte Pflanze!“ dachte Paul. „Wachsest auf zwischen einem geschlossenen und einem schon geöffneten Grabe . . . Du brauchtest frischere Lebensluft!“

Eine Regung mitleidiger Liebe schlich sich in seine Seele; er sah die Furcht, mit der sie unter den gesenkten Lidern hervor jede seiner Bewegungen beobachtete, und wagte nicht sich ihr zu nähern. Sie voll Angst vor ihm, er voll Bangen vor ihrer Angst — so standen Vater und Tochter einander gegenüber.

Endlich kniete er nieder und sprach mit gedämpfter Stimme: „Mariechen, komm' zu mir!“

Das Kind rührte sich nicht, aber die Nerven um seinen Mund begannen zu zittern, ein schwerer Seufzer hob seine Brust, und es brach in unaufhaltsames Weinen aus. Paul ging an seinen Schreibtisch zurück. „Sie mag sich ausweinen! hat ohne Ursache angefangen, wird ohne Ursache aufhören!“

Aber die Ausdauer eines schluchzenden Kindes ist ein länger Ding als eines Mannes Geduld. Er wollte die seine nicht verlieren, er hielt sich die Ohren zu, versuchte seine Aufmerksamkeit auf zwei Goldamseln zu lenken, die im Grün der Linde vor seinen Fenstern wie Lichtstrahlen von Ast zu Ast

huschten, bemeisterte sich lange, zuletzt aber wandte er sich doch um, sprang auf und herrschte dem Kinde zu: „Schweige!“

Es gehorchte augenblicklich; hielt inne mitten im Schluchzen und sah aus großen, in Thränen schwimmenden Augen erschrocken und flehend zu seinem Vater empor. Und dieser Blick traf ihn wie ein Stoß in das Herz. So hatte die Mutter des Kindes ihn angesehen damals, als sie zum ersten und letzten Male Nein zu ihm gesagt, an jenem Tage, der unwiderruflich über ihr Leben entschied . . . Da war die Erinnerung wieder, deren er sich mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft nicht zu erwehren vermochte, die ihn wie mit einem Zauberbanne umwob, seitdem er den heimischen Boden betreten hatte.

Kann das Weib, das im Leben hülflos zu seinen Füßen lag, ihn nach dem Tode besiegen? Fleht sie aus dem Jenseits zu ihm? sieht ihn mit unvergeßlichem Blicke aus dem Auge ihres Kindes an — ihres kleinen Abbildes . . . nein, kein Abbild — sie selbst, in jedem Zuge des Gesichtes — in jeder Bewegung *sie*, so ganz und gar sie selbst, als gäbe es eine rückwärts schreitende Zeit, ein umgekehrtes Leben, das wieder zur Kindheit führt . . . . . .

Im Innersten erschüttert hob Paul das Kind in seinen Armen empor und drückte es an sich. Allein der Ausbruch seiner Zärtlichkeit erweckte Entsetzen, und dieses seinen Grimm. „Fürchte Dich nicht!“ rief er in thörichtem Zorne: „Fürchte Dich nicht!“ während er sie tödtlich erschreckte. Alle Glieder des zarten Körperchens begannen zu zittern, die Augen wurden starr, und in großer Bestürzung setzte Paul das Kind auf den Boden hin. Da blieb es still, mit herabhängenden Armen, das Köpfchen tief gebeugt — auf das Allerschlimmste gefaßt, recht wie ein junges Vöglein im verlassenen Neste, über dem ein Gewitter schwebt ... Schon hat der Blitz gezuckt — wann trifft sein Strahl?

O du allmächtige Hülflosigkeit! du wehrlose, vor der alle Kraft des Starken sich auflöst in einen Strom des Erbarmens!

„Sprich,“ flüsterte Paul, „sprich nur ein Wort — oder weine, Kindchen! weine — ich bitte Dich ...“

Sie bleibt still, stumm, leblos ... Athmet sie denn? In namenloser Spannung hält er seinen Athem an, um dem ihren besser zu lauschen — — da läßt sich im Nebenzimmer das Trippeln kleiner emsiger Tritte vernehmen, das Gebimmel einer

winzigen Schelle . . . Mariechen horcht plötzlich auf, an der Thür wird ein Kratzen laut, gebieterisch Einlaß heischend — und das Kind erhebt den Kopf, ein schwaches Roth tritt auf seine Wangen, es schlägt freudig die Händchen zusammen und — „Kitty!“ ruft es aufjauchzend.

Paul öffnete die Thür und an ihm vorbei schoß ein zottiges Hündchen und sprang mit lautem Gebelle auf das kleine Mädchen zu. Es umhüpfte sie, leckte ihr die Hände und das Gesicht, sprang wieder davon, streckte die Vorderbeine von sich, so weit es konnte, bog das Kreuz ein, bellte, sah sie an und keuchte mit herabhängender Zunge.

Und sie — wie sie es lockte! wie sie es rief mit liebkosenden Namen, wie sie es mit ihren beiden Aermchen umschlang, seinen Kopf an ihre Brust drückte und wiegte mit ernsthafter Zärtlichkeit.

Ja, dem kann sie schön thun! der steht in ihrer Gunst . . . Man könnte ihn beneiden . . . Paul lächelte über seine kindischen Gedanken — es ist weit mit ihm gekommen: er ist eifersüchtig auf einen Hund.

Unmuthig schellte er der Wärterin und befahl ihr, die Kleine hinweg zu führen. Er wandte

sich ab, als es geschah, was brauchte er zu sehen, wie gern sie von ihm ging?

Einmal wohl fällt uns die Liebe vom Himmel, einmal — und nicht wieder. Hast du die Gottesgabe nicht zu schätzen gewußt — jetzt heißt es, um sie werben, um sie dienen . . . Der Veilchenstrauß war auf den Boden gefallen, Paul hob ihn auf und legte ihn neben sich auf den Schreibtisch. Er begann einen neuen Brief an Thekla, aber es stand in den Sternen geschrieben, daß auch dieser nicht beendet werden sollte. Von der Straße herüber drang ein sonderbares Geräusch. Als ob zehntausend Wespen schnarrten, als ob zehntausend Hornissen brummten und dazwischen ein Dudelsack pfiffe, war es anzuhören. Ein Geräusch, in seiner Art nicht minder berühmt als die Luftmusik auf Ceylon, nur besser erklärt von Gelehrten und selbst von Ungelehrten, denn sobald es sich vernehmen ließ, wußte Jedermann auf eine Viertelmeile in der Runde: der Freiherr von Kamnitzky fährt über Land! und was da rasselt, quiekt und stöhnt, es ist seine historische Kalesche. Ein edles Vehikel, ein ehrwürdiges Denkmal aus der Ver-

gangenheit. Wann es erbaut wurde — „die jetzigen Kinder denken's nicht!"

In Form und Farbe glich es der Hälfte eines Tiroler Apfels, und war mit dunkelbraunem Tuche, — das aber aus neuerer Zeit stammte, denn es zählte keine fünfundzwanzig Jahre — gefüttert. Es schwebte in wolkennaher Höhe auf Schneckenfedern, ein mächtiger Radschuh hing an schwerer Kette unter dem Kasten. Vorgespannt waren ein Paar dicke, kurzhalsige Schimmel mit Beinen wie Säulen; ansehnliche Gäule, die, nach dem Zeugniß ihres Herrn, „einmal ins Kugeln gekommen, einige Meilen auf oder ab, nicht weiter regardirten."

Der Freiherr von Kamnitzky hatte immer einen Spaß auf den Lippen und ein paar Silbergulden in der Tasche, war deshalb sehr beliebt bei der Dienerschaft in Schloß Sonnberg, die sich um die Ehre riß, den Schlag seiner Kalesche zu öffnen und das aus mehreren Stufen bestehende Trittbrett herunter zu schlagen. Kamnitzky war eben im Begriffe, diese fliegende Treppe zu betreten, als Paul aus dem Schlosse geeilt kam, um ihn zu begrüßen.

„Was der Teufel!" rief der Freiherr und blieb wie versteinert stehen.

Paul half ihm herab: „Ich werde Dich doch nicht umsonst nach Wien reisen lassen,“ sagte er.

„Umsonst nach Wien? mich? — sei so gut und sag' das Deinen Eltern —: Umsonst! . . . O das ist wieder — o freilich . . . verzeih', aber so albern reden doch nur gescheite Leute,“ rief Kamnitzky voll Entrüstung und versäumte auch diese Gelegenheit nicht, den „gescheiten Leuten“ eins anzuhängen.

Er fragte einen Diener, nicht Paul, mit dem sprach er vorläufig kein Wort mehr — wo der Herr Graf sich befinde, und wünschte angemeldet zu werden. Eine Höflichkeit, die er nie außer Acht setzte, ebensowenig als der Graf jemals versäumte, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Aber es geht eben nichts über eine gute, altgewohnte Art das Gespräch anzuknüpfen, und so wurde denn auch heute, wie immer, der Gastfreund mit den Worten empfangen: „Sich anmelden lassen? Alter Mensch, was fällt Dir ein?“

Bei Tische war Kamnitzky lustig bis zur Ausgelassenheit, aß und trank ansehnlich, machte die schlechtesten Witze, ohne ein einziges Mal darüber zu erröthen. Seine gute Laune und sein guter Appetit erweckten das innigste Wohlgefallen der alten Leute. In Bestürzung jedoch geriethen sie,

als er nach dem Speisen begann über die Regierung zu schimpfen; sie besorgten sehr, Paul könne das übel nehmen.

„Er meint nicht Dich," sagte der Greis beruhigend zu seinem Sohne.

„Bitt' um Verzeihung! Wohl mein' ich ihn und sein ganzes, ihm nachbetendes Gelichter," rief der erregte Freiherr.

Er stellte sich mit dem Rücken an den kalten Kamin, versenkte beide Hände in die Hosentaschen und setzte seinen Oberkörper in regelmäßige Schwingungen. Die Schöße seines Rockes, die er unter den Armen hielt, bewegten sich dabei wie zwei schwarze Ruder in der Luft. Er hatte den Kopf zurückgeworfen und eine lange Virginia zwischen die Zähne geklemmt, die, wie gewöhnlich, nicht ins Glühen kommen wollte. Sein kühnes Gesicht drückte die höchste Kampflust aus.

„Euch Alle mein' ich, politische Doctoren, Verjüngerer, Verbesserer des Staates, Baumeister ... ja saubere Baumeister! ... Flicken einen Riß in der Mauer, repariren am Dache und merken nicht, oder thun, als ob sie nicht merkten — daß die Fundamente wanken ... Wißt Ihr, wie das Fundament heißt, auf dem ganz allein ein festes Staatsgebäude sich errichten läßt: Rechtsgefühl.

An dem fehlt's bei uns . . . Gesetze macht Ihr? Zeitvergeuder! Gesetze haben wir genug, aber die Leute, die sie befolgen, die sollen noch geboren werden. — Was Gesetze! sagen wir. Gesetze kommen vom Staat, der unser Feind ist, der den Einzelnen auffrißt, wie Ugolino seine Kinder auffraß — um ihnen den Vater zu erhalten. Vortheil, dauernden für den Wohlhabenden, augenblicklichen für den armen Teufel, auf den gehen wir aus. Wie's dem Allgemeinen, dem großen Ganzen thut, das — hol's der Kuckuck! — was kümmert's uns?"

Er hielt inne, dunkelroth und keuchend, und fuhr sogleich wieder heftig fort: „Bevor dieses Kampf=ums=Dasein=Evangelium ausgerottet ist, heißt all' Eure Thätigkeit salva venia nichts! . . . Aber freilich — wer steigt gern vom First in den Keller — und daß der First von selbst zum Keller kommt, dazu hat's ja für Euch noch keine Gefahr . . . Wäre auch eine verfluchte Arbeit da unten. Gethan müßte sie werden, und verschüttet, und wieder gethan, und wieder verschüttet; und hundertmal das scheinbar Vergebliche zu thun, müssen ein paar hundert Männer den Heldenmuth haben, die Heldenkraft! . . . Ein stilles Wirken — unscheinbar, unbewundert. Ein Leben voll Müh' und

Selbstverleugnung ginge drauf, und wenn's zu Ende wäre, spräche Keiner: Seht hin, was der geleistet hat! — Viel später erst, ein Enkel Deiner Enkel freute sich vielleicht: — sieh da, die Luft wird rein — das Volk wird brav; es giebt Handwerker, die Wort halten, ehrliche Krämer, einsichtige Bauern. Wer hat die Saat zu diesen bescheidenen Tugenden ausgesäet unter uns: . . . Das haben — von langer Hand her — schlichte Männer gethan, die sich geplagt haben, redlich, im Dunkel der Niedrigkeit, wohin kein Strahl des Ruhmes dringt; ihre Namen weiß man nicht . . . Wen reizt ein solcher Lohn?! Es ist zum Lachen — der lockt keinen Hund vom Ofen, geschweige denn einen glänzenden Redner von der beifallumrauschten Bühne herunter!"

Die alten Leute horchten verblüfft und hielten die Augen auf ihren Sohn gerichtet.

— Er läßt den kindischen Menschen faseln — dachten sie, plötzlich wird er sprechen und ihn schlagen, mit einem Wort. Aber Paul schwieg und sagte endlich nur: „Man könnte Dir zwar Manches einwenden, allein im Ganzen hast Du so Unrecht nicht."

Seine Eltern sahen einander lächelnd an: — O dieser Paul! — welche Güte, welche Nachsicht,

mit dem armen streitsüchtigen Thoren, der aus seinem Mausloch die Welt reformiren will.

Kamnitzky jedoch wurde nun völlig wild.

„So Unrecht nicht?“ rief er. — „Wahrhaftig? . . . Da meint man immer: Wenn man nur einmal einen von ihnen erwischen könnte und zur Rechenschaft ziehen, gleich hieße es: Das alles wissen wir besser als Du! wollen helfen, werden's schon . . . Wir kennen unser Ziel — den Weg dahin, den zu wählen überlasse uns — davon verstehst Du nichts. Das wär' ein Wort, das sich hören ließe! aber: Du hast recht . . . Schämt Euch . . . das ist ein schöner Trost!“

„Geh' — geh',“ sagte Paul, zog ein Feuerzeug aus der Tasche und hielt Kamnitzky ein brennendes Zündhölzchen hin, an dem dieser mit unsäglicher Mühe seine Cigarre wieder für einige Augenblicke zum Glimmen brachte.

„Na,“ sprach er nach einer Weile, „nichts für ungut.“ Er wurde plötzlich sehr roth und sehr gerührt, reichte Paul die Hand und betheuerte, daß sie „deswegen doch“ die Alten bleiben würden. Bald darauf nahm er Abschied, und Paul mußte ihn ein Stück Weges in seinem Wagen begleiten. Hier fühlte der Freiherr sich als Wirth und ent-

faltete eine hinreißende Liebenswürdigkeit. Nachdem sie sich getrennt hatten, erhob sich Kamnitzky in seiner historischen Kalesche und winkte seinem Freunde, so lange er ihn noch sehen konnte, mit seinem bunten großen Taschentuche die freundlichsten Grüße zu.

Zurückkehrend durch die hallenden Gänge kam Paul an den Gemächern vorüber, die seine Frau bewohnt hatte. Er blieb stehen, legte die Hand auf die Thürklinke, sie gab seinem Drucke nach, — ein kurzes Zögern, ein kurzer Kampf mit sich selbst und er setzte seinen Fuß auf die Schwelle, die er nicht mehr betreten hatte, seitdem der Tod sie überschritten. — So vergessen sind diese Räume, daß man nicht einmal daran denkt, sie abzuschließen; der Zerstörung anheimgefallen, dem unablässigen ruhelosen Kampf der Natur gegen jedes Werk der Menschenhand. Paul war auf einen traurigen Anblick gefaßt, aber er hatte geirrt. In den stillen Gemächern zeigte sich nicht eine Spur des Unbewohntseins. Sie lagen freundlich da, von den Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet. Der Abendhauch schwebte durch die geöffneten Fenster

über die reich gefüllten Blumenkörbe, durchwürzte die Luft mit zarten Düften, bewegte die weißen Vorhänge. Spiegelblank glänzten die Dielen, Teppiche waren allenthalben ausgebreitet, jede Kleinigkeit befand sich an ihrem gewohnten Platze; Alles war so sorgsam geordnet, so liebevoll gepflegt, als wenn auch hier täglich, stündlich eine Wiederkehr erwartet würde.

Langsamen und leisen Schrittes ging Paul durch das Vorzimmer, den Salon und betrat das Schlafgemach.

Bei seinem Erscheinen erhoben zwei Personen sich rasch von dem Kanapee in der Tiefe des Zimmers, und Entschuldigungen flüsternd glitten sie hinaus wie Schatten.

Seine Eltern! . . .

Sie feiern hier ihre Feste der Erinnerung, finden einen Widerschein entschwundenen Glückes in der Betrachtung von Gegenständen, die der Verstorbenen gedient, ihren theuersten Besitz ausgemacht haben. Sie lebt ihnen in dieser Umgebung, lebt in ihrem liebsten Gedanken, in dem Gedanken an ihn, von dem hier Alles Zeugniß giebt. Er war der Gott dieses stillen Heiligthums, aus dem die Priesterin geschieden ist. Wohin er blickt, tritt ihm sein Bild entgegen — als rosiges Kind, als Knabe

mit Peitsche und Ball, als Jüngling im Studenten-rocke, mit leuchtenden Augen und kühn zurück-geworfenem Haar, als Mann in der Ruhe der Kraft, im Vollbewußtsein ungemessenen Selbstver-trauens . . . Das war er als Bräutigam, und ein verwelkter Myrthenkranz hängt an dem Rahmen des Bildes.

Das alterthümliche Glaskästchen in der Ecke enthält Erinnerungen an ihn, Geschenke von ihm. Sie hat Alles mit gleicher Sorgfalt bewahrt. Die Wiesenblume, auf einem Spaziergange gepflückt, und das Diamantenkreuz, das er ihr am Hochzeits-tage gab, hatten für sie denselben Werth.

Ja, über dieses Herz hat er geherrscht . . . da war er Gebieter — Schicksal . . . Ein ungütiger Gebieter, ein hartes Schicksal!

Der hohe Schrank am Pfeiler war geöffnet; ihre Bücher standen darin. Eine kleine, aber aus-erlesene Schar. Mit stolzen Geistern hatte sie verkehrt, die bescheidene Frau. Paul schlug einen oder den andern Band auf; ein Wort an den Rand geschrieben, eine flüchtige Bemerkung, an und für sich nichts, aber bedeutungsvoll durch die Stelle, an welcher sie stand, bewies, daß ein sehendes Auge auf diesen Blättern geruht. Dieses junge Weib, fast noch ein Kind, ganz allein auf sich selbst

angewiesen, hatte sich mit muthigem, wahrheitsuchendem Verstand an ernste Lebensfragen herangewagt, hatte den errathenden Blick besessen, der sich ohne Zögern mit rascher Sicherheit auf das Wesen der Dinge richtet. Ihr Geist, den Paul so hoffärtig übersah, war ein dem seinen ebenbürtiger gewesen. Wie herrlich hätte diese reiche Seele sich entfaltet im Sonnenschein der Güte, im milden Hauche des Verständnisses . . .

Zu spät — zu spät erkannt!

„Ich war allein in Deinen Armen, ich starb vor Sehnsucht an Deiner Brust“ — tönten die Stimmen der Stille; das Leblose beseelte sich, um es ihm zuzurufen in den verlassenen Räumen, in denen der Athem ihrer Liebe ihn umwehte.

O, daß sie lebte! eine Stunde nur, nur einen Augenblick! so lange nur, daß er ihr sagen könnte: „Ich weiß jetzt, was Du littest — ich erfuhr es auch!“

Aber es ist vorbei, sie ruht in einem Frieden, den nichts mehr stört, nicht einmal ein Gedanke der Liebe, der sie einst beseligt hätte, nicht einmal ein Schrei flammender Reue — nicht einmal das Schmerzenswort, das Erlösungswort:

„Verzeih!“

Paul warf sich in den Lehnsessel vor dem Schreibtische und stützte den Kopf in seine Hand. Da blitzte ein leuchtender Punkt ihm entgegen, ein letzter Sonnenstrahl fiel herein und streifte den vergoldeten Schlüssel, der an der Schreibtischlade stak. Langsam zog er ihn heraus. Der feine Staub, der gleichmäßig vertheilt auf allen Gegenständen lag, die sie enthielt, bewies, daß sie nicht geöffnet worden war — lange nicht. Vielleicht nicht mehr, seitdem die Verstorbene den Brief hineingelegt, der ihm zuerst in die Augen fiel: sein letzter, eiliger Abschiedsgruß. „Ich kann nicht mehr kommen, wir marschiren morgen,“ hieß es darin. Das Papier war zerknittert, einzelne Buchstaben waren verwischt . . . Wie viele Küsse mußten darauf gebrannt haben, wie viele Thränen darauf gefallen sein! — Die Hand zitterte, mit der Paul den Brief bei Seite legte und mechanisch eine Mappe öffnend, in derselben zu blättern begann. Zwischen anderen Papieren fand er ein zur Hälfte beschriebenes Blatt. — Mariens wohlbekannten Schriftzüge, das Datum, drei Tage vor ihrem Tode, die Aufschrift: „Lieber Paul!“

„Du hast fort müssen ohne Abschied. Ich dachte wohl, daß es so kommen würde, und das hat mich neulich feige gemacht. Jetzt bin ich stark

und muthig, wie Du es warst, und leicht sein konntest, weil Du dachtest, ich seh' sie Alle in wenigen Tagen wieder."

Nein — er hatte es nicht gedacht, er hatte sie betrogen. Er war mit dem Entschlusse gegangen, vor der langen Trennung nicht wiederzukehren, er wollte sich nur den Aerger und die Pein eines thränenreichen Abschieds ersparen.

Sie kämpfte heldenmüthig mit sich selbst, aber daß sie kämpfen mußte, schon das verdroß ihn. Unwillig wandte er sich ab, mit harter Stimme wiederholend: „Weine nicht!"

Ach, sie gehorchte ja. Sie blickte ihm mit starren, trockenen Augen nach, kein Laut des Schmerzes drang aus ihren festgeschlossenen Lippen. Nur die Arme streckte sie unwillkürlich nach ihm aus, beugte sich vor — inbrünstig flehte ihre stumme Gebärde: „O komm zurück!"

Er hatte sich an der Thür flüchtig umgesehen und flüchtig hatte ihr Anblick ihn gerührt . . . fast wäre er umgekehrt, hätte ihr einen Abschiedskuß gegönnt, fast wäre er schwach geworden. Aber er unterdrückte die unmännliche Regung, er blieb stark, er ging — der Unglückselige! . . .

Er las weiter.

„Eine große Ruhe ist über mich gekommen, eine göttliche Zuversicht. O wüßtest Du, wie gut ich weiß: Du wirst mich lieben! Um des Kindes willen, mein Paul, das ich Dir bei Deiner Rückkehr in die Arme legen werde. Dieser seligmachende Glaube hilft mir über die Trennung hinweg, erfüllt mich mit freudiger Stärke. Du mein Alles, mein Herr, mein Freund, ich erlebe die Stunde, in welcher Dein erwachtes Herz mir entgegenschlägt, Deine ganze Seele mir zuruft: Komm!“

„So komme denn!“ rief Paul mit einem wilden Schrei. Er sprang auf, er streckte in wahnsinniger Sehnsucht die Arme aus. Beschwörend, Unmögliches erflehend, erhob er sie zum Himmel und ließ sie dann plötzlich sinken mit einer Gebärde der Verzweiflung. Da ergriff es ihn, schrecklich, hoffnungslos — eine Erkenntniß, nie wieder auszurotten, eine Reue, nie zu stillen, ein unentrinnbarer Schmerz: Du hast Unschätzbares besessen und nicht zu würdigen gewußt. Er erbebte am ganzen Leibe, er preßte die Hände an seine schweratmende Brust . . .

Draußen in den Bäumen begann es leise zu rauschen und sich zu bewegen, eine frische Luftwelle strich durch das Gemach. Vom Garten herauf ertönte das fröhliche Lachen des Kindes.

Paul raffte sich zusammen, ging festen Schrittes auf das Lager zu und schlug die Vorhänge auseinander — — —

. . . Seine Eltern erwarteten ihn in banger Sorge. Eine Stunde war, zwei Stunden waren vergangen. „Neun Uhr," sagte der Vater. Die Gräfin legte ihre Arbeit weg, ergriff sie wieder, rang angstvoll die Hände in ihrem Schoße.

„Wo bleibt er?" nahm der Greis wieder das Wort — „noch immer bei ihr?"

Die Gräfin erhob sich und verließ schweigend das Zimmer.

Sie kam nach einigen Augenblicken mit verstörter Miene zurück.

„Was ist geschehen?" fragte ihr Mann, der ihr ganz außer Fassung entgegen kam.

„O Karl! er liegt auf den Knieen vor ihrem Bette und weint."

Am folgenden Tage schrieb Paul an Gräfin Marianne einen warmen Brief; er erging sich darin nicht in Selbstanklagen, er sprach nicht von einem heißersehnten Glück, das er der Pflicht zum

Opfer bringen müsse. Einfach und lebendig schilderte er den Eindruck, den die Heimkehr ins Vaterhaus auf ihn hervorgebracht und gestand, daß er Thekla nicht zumuthen könne, das Leben zu theilen, welches er von nun an zu führen entschlossen sei.

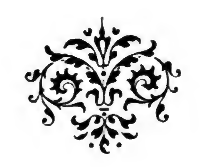
Die Antwort blieb aus. Acht Tage später jedoch stellte Fürst Klemens sich in Sonnberg ein. „Sie versteht Dich, sie, die Alles versteht, nur nicht — mich zu lieben," sprach er zu Paul. „Und Thekla, nun wir wissen ja — Statue! Gleichgültig übrigens ist es ihr nicht. Ich aber, so leid mir's thut, ich meine: Besser spät als zu spät."

Sein Aufenthalt war von kurzer Dauer. Gräfin Neumark hatte sich bereits nach Wildungen begeben, und er brannte vor Ungeduld, ihr dahin zu folgen, wozu ihm zum ersten Mal die Erlaubniß ertheilt worden.

„Ich nehme Alfred mit," sagte er . . . „Weißt Du, daß meine Absicht ist, dem Burschen jetzt schon das Majorat abzutreten? — Warum soll ich ihn warten lassen auf meinen Tod? Und dann — eine Gräfin Neumark möchte ich Fürstin Eberstein werden sehen. Die Mutter will nichts davon wissen, vielleicht daß die Tochter . . . Darüber indessen ist jetzt nicht an der Zeit . . . Und Du wirst ja hören —"

Der Fürst empfahl sich bei den alten Leuten, die ganz entzückt waren von seiner Liebenswürdigkeit, und küßte die kleine Marie, die sich's gefallen ließ, denn das scheue Vögelchen war in den letzten Tagen fast zutraulich geworden.

Am Ausgange des Parks, wohin der Wagen bestellt worden war, nahmen die Freunde Abschied. Als die Equipage in die Biegung der Straße einlenkte, wandte Klemens den Kopf zurück, um Paul noch einmal zu grüßen; aber dieser war bereits umgekehrt und ging seinem Töchterchen entgegen, das mit offenen Armen auf ihn zugelaufen kam.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





